Res.
Oecon.
2176
5 (2

Res.
16214
Rest
BIBLIOTHECA
TILIANA
Res Oecon. 2176 s-2

Auserlesene Gespräche
des
Botens aus Thüringen
über Gegenstände
aus der
Natur und Oekonomie
zur Vertilgung
des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge.

Ein Unterhaltungsbüchelchen
für dem Bürger und Landmann
auch für
Bürger- und Landschulen.

Zweytes Bändchen.

Mit Holzschnitten.

Nürnberg,
in der kais. priv. Kunst- und Buchhandlung bey A. G. Weigel
und Schneider.
1796.

07/03/141

Gespräche
im
Wirthshause zu Klugheim gehalten
über Gegenstände
aus
der Natur und Oekonomie.

Zweytes Bändchen.

Mit Holzschnitten.

Nürnberg,
in der kais. priv. Kunst- und Buchhandlung bey A. G. Weigel und Schneider.
1796.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN
BIBLIOTHECA
TILIANA

Erstes Gespräch.

Vom Kreutzschnabel.

(Im Jänner.)

Dortchen. Wirth. Bote.

B. Noch alle wohl?

Dortch. Alle wohl! bis auf meine Muhme, die hat böse Augen. Ich denke aber, es soll sich nun damit geben. Unser Nachbar David brachte ihr so eben, da ich sie besuchte, einen Kreutzschnabel, und versicherte, binnen acht Tagen sollte der den Fluß an sich gezogen haben.

W. Was meynt er denn zu diesem Mittel, Herr Gevatter!

B. Es ist curios genug! aber ich meyne, daß es nicht viel helfen wird. Es ist wahr, die bösen und giftigen Dünste, die in einer Stube sind, haben Einfluß auf diesen Vogel, und ich habe oft gesehen, daß, wenn der Herr im Hause das Podagra hatte, es sein Kreutz-

schnabel par Compagnie auch mit bekam, und wenn Kinder mit den Blattern und bösen Flüssen behaftet waren, der Kreuzschnabel ebenfalls krank wurde, böse Füße, und geschwollene Augen bekam. Allein deßwegen zog er nicht die ganze Krankheit an sich, sondern die kranken Personen, mußten nach wie vor, ihre Krankheit völlig ausstehen, und genossen von ihm weiter keine Erleichterung, als daß sie sich in ihrem Leiden mit ihm trösten konnten, da ihm ein gleiches Schicksal betraf.

W. Das glaub ich auch. Mit unsern Lachtauben war es ja eben so. Vor 6 Jahren bekam meine selige Hanne den Friesel, und meine Lachtauben auch geschwollene Füße und Augen. Da sagten nun viele Leute, die sie besuchten, und sahen, daß sich der Friesel verlohr, ich könnte ausser Sorgen seyn, diese Thierchen hätten die Krankheit an sich gezogen. Ja leider erfuhr ich ein anders. Der Friesel war zurückgetreten. Den dritten Tag war das gute Mädchen tod, und die Lachtauben leben noch. Es giebt mir noch immer einen Stich ans Herz, wenn ich dran denke. Ich tröste mich aber immer damit, daß ihr nun wohl ist.

V. Ists denn ein rechter oder ein linker Kreutzschnabel, Dortchen, den ihre Frau Muhme hat?

D. Ein linker; denn David hatte gesagt, die rechten hälfen nur den Mannspersonen, die linken aber den Weibspersonen.

W. Nun, was ist denn das wieder, da höre ich ja in meinem Leben zum erstenmal, daß es auch linke

Vögel

Vögel giebt, wie linke Menschen; ich dachte, die Vögel wären alle recht?

B. Das wohl; aber hier hat das Ding eine ganz andere Bewandniß. Er kennt doch die Kreutzschnäbel, die man auch Krünitze, Kreutzvögel, Tannenpapagayen, Krummschnäbel, Tannenvögel, Zapfenbeißer und Zapfennager nennt?

W. Potz Namen und kein Ende, den Kreutzschnabel kenne ich wohl; aber die vielen Namen, die er hat, habe ich noch nie gehört.

B. Er weiß also auch, daß sie einen Schnabel haben, dessen zween krumme Kiefer so sehr verlängert sind, daß sie neben einander vorbey schlagen und sich kreutzen, woher der Schnabel eine scheerenförmige oder kreutzförmige Gestalt bekömmt.

W. Gar recht! Davon haben ja die Vögel ihren Namen.

B. Wenn nun der obere Kiefer zur rechten Seite neben dem untern vorbey schlägt, so ist es ein rechter Kreutzschnabel, und geht der obere Kiefer zur linken Seite vorbey, ein linker.

W. Ha, ha, ha! der Kreutzschnabel deiner Frau Muhme hat also einen Schnabel, dessen Oberkiefer neben dem untern, zur linken Seite wegschlägt?

D. Ja, ja!

W. Was es doch für sonderbaren Aberglauben in der Welt giebt!

D. Aber woher mag es denn wohl kommen, daß die Schnäbel so verschieden sind?

B. Die Gewohnheit verursacht es wohl, so wie bey dem Menschen, die die linke Hand mehr als die rechte brauchen. Wenn der Vogel noch im Neste liegt, und den Oberkiefer oft nach einerley Seite schlägt, wenn der Schnabel noch weich ist, so wird es bald ein rechter, bald ein linker Kreutzschnabel.

D. Das glaub ich auch. Aber ist es denn wahr, daß dieser Vogel im Winter nistet?

B. Ja wohl ist es wahr! Der Kreutzschnabel ist der einzige bekannte Vogel, der im Winter, in der größten Kälte, im Januar, Februar und März, sein Nest baut, Eyer legt, und seine Jungen aufzieht.

D. Ey das ist doch gar wunderbar! Wie kann er nur die Eyer vor der Kälte und dem Schnee verwahren?

B. Für das erste hat ihm der Schöpfer ein sehr heißes Blut gegeben, und für das zweyte die Kunst gelehrt, ein Nest von Genist und Moos zu bauen, und es mit Harz fest zu verkleben und auszupichen.

W. Aber warum muß er denn gerade im Winter nisten, im Sommer wäre es doch viel comoder für den Vogel?

B. Ja das muß er nun einmal, weil ihm diese Jahrszeit vom Schöpfer zu seiner Fortpflanzung angewiesen ist.

D. Aber weiß man denn keine eigentliche Ursache anzugeben? es hat doch alles sonst seine Ursachen?

B. O ja! Nur im Winter ist er im Stande, für seine Jungen hinlängliche Nahrung herbeyzuschaffen.

D. Jetzo

D. Jetzo giebts ja doch aber keine Würmer?

B. Die braucht es auch nicht.

D. Und auch keinen Hanf, womit ihn meine Frau Muhme füttert?

B. Den frißt er auch in der Freyheit nicht. Er ernährt vielmehr sich und seine Jungen mit Tannen- und Fichtensaamen, welchen er mit seinem krummen Schnabel sehr geschickt zwischen den Schuppen der Zapfen hervorholen kann.

D. Den könnte er ja auch im Sommer haben.

B. Bey Leibe nicht! Im März fliegt ja dieser Saame, wenn warmer Sonnenschein kommt, mit seinen pergamentenen Flügeln weg, und dann müßten ja die Alten die einzelnen Körner von der Erde aufsuchen, und würden nicht so viel zusammenlesen können, daß sie 4 oder 5 Jungen nähren könnten.

W. Das glaub ich auch! Der hitzige Tannen- und Fichtensaamen giebt ihnen vermuthlich auch das hitzige Blut, daß sie in der größten Kälte die Eyer ausbrüten können?

B. Allerdings. Man trifft auch diese Vögel nicht immer in unsrer Gegend an, sondern sie sind nur da, wenn es Saamen am Schwarzholz giebt, wie dieses Jahr. Und es ist, wie wenn dieser Vogel in allen Stücken das Gegenspiel von andern seyn müßte; denn wenn jetzt im Frühjahr die andern Vögel wieder zu uns kommen, so streicht er weg, und im Herbste, wenn die andern Vögel von uns wegziehen, so kommt er wieder an. Dieß ist auch die Zeit, wo er mit Leimruthen ge-

fangen wird. Ich habe diesen Winter 2 Nester gefunden auf Tannenbäumen, die am Wege nach Schmalkalden zu stehen!

D. Aber ist es denn an dem, daß die Männchen alle Jahre ihre Farbe ändern, und das eine Jahr ein grüngelbes, das andere ein rothes Kleidchen tragen?

V. Nein! das ist nicht so! Der Unterschied der Farbe kömmt daher, daß das Männchen, wenn es sich zum erstenmal mausert, welches im April und May geschieht, ganz roth wird, und diese Farbe sich erst in der zweyten Mauser ins grüngelbe verwandelt, und dann, so oft sie sich nachher wieder mausern, grüngelb bleibt, so daß die grüngelben immer die alten Männchen, die rothen hingegen, die jährigen Männchen sind. Die Weibchen sind immer entweder schäckig, oder graungrün.

W. Das ist doch wieder was eigenes, das dieser Vogel an sich hat.

D. Ja es ist gar sonderbar. Aber der Kreutzschnabel ist wohl ein schädlicher Vogel, weil er den Saamen aus den Fichten- und Tannenzapfen ausbeißt?

V. Wir müssen doch den Vögeln auch was gönnen, liebes Dortchen! Denn wo steht denn geschrieben, daß der Mensch den Tannensaamen allein für sich haben soll?

D. Allein viel Nutzen wird er doch auch den Menschen nicht leisten?

V. Warum nicht? Außer daß er ihn essen kann, so vergnügt er ihn ja auch durch seinen Gesang, wenn er ihn nur anhören will, und durch seine schöne Farbe. Und muß es uns nicht freuen, und zur Bewunderung

der

der göttlichen Weisheit reizen, wenn wir in ihm einen Vogel erkennen, den Gott vor andern so sehr ausgezeichnet hat?

Zweytes Gespräch.

Von tollen Hunden und den Tollwurm.

(Im Februar.)

Bote. Wirth. Der Schäfer. Ein Fremder.

B. Guten Tag! Guten Tag! Herr Gevatter! Nun was macht er denn hier? Ich glaube gar er läßt einen Hund schlachten? Er hat doch hoffentlich die Schwindsucht nicht, daß er Hundefett oder Hundebraten essen will?

W. Vor der Schwindsucht bin ich, Gott sey Dank! wohl sicher; wenn ich nur vor den tollen Hunden so sicher wäre. Diesen Sommer sind ihrer hier 3 toll geworden, dem Jäger zwey und dem Hirten einer, und einer hätte meinen Christian bald gebissen, wenn er nicht noch in ein Haus gesprungen wäre. Einen Hammel und einen Ochsen mußte ich todschlagen lassen, die auf der Weide gebissen worden waren.

B. Also will er seinen Mordax lieber schlachten, damit er nicht toll werde, da lob ich ihn drum.

W. Warum nicht gar? Ich will ihm nur den

Toll-

Tollwurm nehmen lassen, damit ich sicher bin, daß er nicht toll wird.

B. Was will er machen?

W. Den Tollwurm will ich ihn nehmen lassen.

B. Laß er mir im Augenblick den armen Hund gehen; er verursacht ihm die größten Schmerzen, und seine ganze Operation hilft weder fürs Kalte noch fürs Warme *)

W. Ei, das möchte ich doch wissen, warum es nichts helfen sollte! Ein guter Freund hat es mir gerathen! Schäfer schneid er nur zu!

B. Es mag es gerathen haben, wer da will; ich sag es ihm noch einmal: Es hilft nichts; er macht dem Hunde vergebliche Schmerzen.

W. So guck er doch nur her, und stecke die Nase recht drein! Liegt da nicht hinten unter der Zunge der Tollwurm, wie er leibt und lebt **).

B. Eine Sehne oder Muskel sehe ich wohl, das wie ein Wurm aussieht, aber deßwegen ist doch kein Wurm da; sonst müßten ja die Nürnberger Nudeln auch Würmer seyn, weil sie, wie Würmer, aussehen.

W. Unter Nürnberger Nudeln und unter einem Tollwurm ist doch wohl ein großer Unterschied.

B. Ganz recht! Jenes sind Nudeln, und dieß ist eine Sehne, und beydes sind keine Würmer. Steck er nur sein stumpfes Messer ein, Schäfer. Ich stehe mit Leib und Leben für die Tollheit des Hundes, wenn

sie

*) Für gar nichts!

**) Natürlich.

sie von dieser Muskel herkömmt. Er martert den Hund jetzt vergeblich, und schneidet ihm etwas aus, daß er sehr nöthig hat, wenn er bequem saufen will. Alle vierfüßigen Thiere, die so schwer saufen, wie der Hund, und durch bloßes Hin- und Herziehen der Zunge, das Wasser hineinlecken müssen, haben diesen Muskel, oder dieses Zungenband, wie man es nennt, das ihnen das Saufen erleichtert; z. B. der Fuchs und der Wolf.

W. Ja diese Thiere werden aber auch toll. Es giebt tolle Füchse und tolle Wölfe, wie mir unser Jäger erzählt hat.

V. Auch tolle Katzen, und diese haben das muskulöse Band nicht unter der Zunge.

W. So laß er den Hund nur laufen, Schäfer! Er mag es aber auf seinem Gewissen haben, Herr Gevatter, wenn er toll wird.

V. Dieß Gewissen will ich mir nun verbitten. Für die Wuth überhaupt stehe ich nicht, nur für die, welche aus seinem sogenannten Tollwurm entstehen soll. Denn das ist ja eben der Beweiß für die Trüglichkeit dieses Vorbeugungsmittels, daß man schon sehr viele Beyspiele hat, daß Hunde, denen man den Tollwurm genommen hatte, doch toll wurden, und nachher viel größeres Unglück anrichteten, da man sich auf dieses Verwahrungsmittel verließ, und nicht eher glaubte, daß sie toll wären, als bis sie erst einige Menschen gebissen hatten, die elendiglich sterben mußten. Ja man hat Exempel, daß man den Hunden die Sehne zweymal ausgeschnit-

schnitten hatte, und daß sie doch die Wuth bekamen, und zwar ärger als gewöhnlich.

W. Das ist ja erschrecklich!

V. Aber leider wahr!

W. Wie kann man sich denn nur in aller Welt gegen die wüthenden Hunde schützen, wenn das Ausschneiden des Tollwurms nichts helfen soll?

V. Ich weiß kein sicherers Mittel, als dieses, daß man die Hunde, die man nicht nöthig hat, abschafft, und auf die, welche man nöthig hat, ein wachsames Auge hat, wenn sie krank werden.

W. Kann man es denn den Hunden ansehen, wenn sie die Wuth bekommen wollen?

V. So ziemlich. Ich will ihm, so viel ich von der Sache weiß, erzählen.

W. Nun so komm er doch herein, wir wollen uns darzu an den Tisch setzen, und eine Pfeife Taback stopfen. Christian, hol du dem Schäfer einmal eine Kanne Bier, damit er seinen Weg nicht vergeblich gegangen ist. Er kann auch herein kommen und zuhören, wenn er Lust hat.

(Sie gehen alle hinein.)

Nun kram er seine Waaren aus, Herr Gevatter.

V. Vor allen Dingen muß man wissen, daß alte Hunde am ersten mit der Wuth befallen werden, und zwar entweder im Sommer bey allzugroßer Hitze, oder im Winter bey allzugroßer Kälte, vornämlich wenn sie sich aus der Kälte sogleich an warme Orte legen.

(Der Schäfer nickt.)

W. Da

W. Da hat er Recht. Von den hiesigen tollen Hunden wurde des Jägers seiner im Februar, und des Hirten seiner im August toll.

B. Die Jäger unterscheiden zweyerley Arten der Wuth. Erstlich: die hitzige oder die reissende, und zweytens: die laufende.

W. Die hiesigen tollen Hunde hatten die laufende Wuth.

(Der Schäfer schüttelt.)

B. Die erstere ist die allergefährlichste. Was einem solchen kranken Hunde begegnet, das beißt oder vergiftet er, es sey Mensch, Hund oder Vieh, und —

W. Aber woran erkennt man denn die reißende oder die hitzige Wuth?

B. Die Augen glänzen einem solchen Hunde, wie Glas, sind etwas gebrochen; er schäumt nur wenig, und trägt den Schwanz, wie gewöhnlich, in der Höhe.

W. Der ist also schwer zu erkennen?

B. Allerdings. Die mit der laufenden Tollheit behafteten Hunde laufen beständig, meilenweit, von einem Orte zum andern.

Schäf. Das thun die Hunde auch, wenn sie läufisch sind.

B. Geduld, Schäfer! Sie senken den Kopf und die Augen nieder; die Augen sind entzündet, und roth; die Zunge ist blau und hängt weit dem Rachen heraus; der Schwanz hängt herunter und sie ziehen ihn ein; sie schäumen stark; sie suchen die Hunde auf und beißen sie, aber nicht leicht die Menschen, wenn ihnen nicht jemand

gerade

gerade in den Weg kömmt. Diejenigen Hunde, die blutig gebissen werden, werden auch toll.

(Der Schäfer schüttelt und nickt, es mag passen oder nicht).

W. Das ist schon alles gut, daß er mir da alle die Kennzeichen angiebt, woran man sehen kann, ob die Hunde toll sind, oder nicht: allein ich möchte eigentlich gern wissen, ob man denn keine Merkmahle habe, woran man sehen könne, ob sie toll werden wollten?

V. Auch diese hat man. Aber ich muß ihm zum Voraus sagen: Sie sind trüglich. Doch muß jeder Liebhaber der Hunde gar sehr auf dieselben aufmerksam seyn, um die traurigsten Folgen zu verhindern.

W. Nun so laß er doch hören.

V. Die Tollheit meldet sich an durch ungewöhnliche Schläfrigkeit und Trägheit; durch beständiges Aufsuchen warmer Oerter, als der Oefen, Küchenheerde ꝛc. durch öfteres Hinschleichen nach dem Futter, ohne daß sie fressen: durch Murren und Knurren, wenn Menschen und Thiere ihnen zu nahe kommen oder sie beunruhigen.

W. Allein wie viele von diesen Merkmahlen zeigen sich ja auch, wenn die Hunde eine andere Krankheit bekommen wollen.

V. Gar recht! Aber eben daraus ergiebt sich auch, wie gefährlich es sey, Hunde zu halten, und besonders Schooshündchen, weil man diese Vorboten der Wuth leicht als eine gleichgültige Unpäßlichkeit ansehen, und sich dadurch das allergrößte Unglück zuziehen kann.

Schäf. Da haben wir es! Ich habe schon lange

mein Bedenken darüber gehabt, wie nur die vornehmen Frauenzimmer Schutzhündchen, oder wie er die Dinger hieß, halten können! Sie sind ja so immer voller Flöhe. Wenns auf mich ankäme, ich schaffte meine sogleich ab.

Drittes Gespräch.

Fortsetzung von tollen Hunden.

Wirth. Bote. Schäfer. Ein Fremder.

W. Aber woher mag nur in aller Welt die Wuth bey den Hunden entstehen?

B. Das ist eine Frage, die die Aerzte selbst noch nicht recht haben beantworten können. Gewöhnlich schreibt man ihren Ursprung der großen Luftdürre, den giftigen Dünsten, die sich in der Luft befinden, schneller Abwechselung der Kälte und Wärme zu. Hierdurch soll das Blut der Hunde vergiftet werden. Auch will man bemerkt haben, daß böse Hunde, welche sich immer mit andern herum beißen, dabey ihr Blut in zu große Wallung bringen und zu sehr erhitzen, leicht toll werden. Einige geben auch Mangel des Saufens und des frischen Wassers, vermodertes Fleisch in heißen Tagen, versagte Begattung, und heftige Zahnschmerzen, womit die Hunde oft befallen werden, als Ursache dieser gefährlichen Krankheit an. So viel ist durch Erfahrung bestätigt, daß in Gegenden, wo eine trockene Luft herrscht, die

Hunde eher toll werden, als in Gegenden, wo es feucht ist, in hohen gebirgigen Gegenden eher, als in tiefliegenden Thälern und Ebenen.

Schäf. Und woher mag das kommen?

B. Eben daher, weil dort die Luft viel leichter, reiner und so zu sagen dürrer ist, als in Thälern, wo immer viele Feuchtigkeiten und Dünste sich befinden, die den Hunden das Geblüt abkühlen. Denn da sie in der Hitze immer mit offenem Rachen laufen, und die Zunge heraus hängen: so treffen sie in tiefliegenden Gegenden immer mehr Feuchtigkeit an, welche ihre Zunge naß, ja bisweilen in der größten Hitze so feucht erhält, daß das Wasser in häufigen Tropfen auf die Erde fällt. Dieß sieht man aber in erstern Gegenden nicht, da trocknet ihnen vielmehr der Rachen und die Zunge ab, und sie laufen daher nach allen Pfützen und lecken sie aus. Diese Feuchtigkeit, die sich nun an die Zunge hängt, und die feuchte Luft, die durch den Rachen und die Gurgel auf die Lunge beym Einathmen wirkt, erhält das Geblüt immer in einer gewissen Kühlung und Temperatur.

W. Das läßt sich hören.

Schäf. Durch die Wuth müssen ja aber die Hunde so giftig werden wie die Ottern?

B. Allerdings; wenigstens ihr Speichel. Denn wo sie hinbeißen und eine Wunde verursachen, in welche der Geifer, der an den Zähnen hängt, eindringen kann, da entsteht auch gewöhnlich diese schreckliche Krankheit, und Menschen und Thiere werden toll, bekommen die Wuth und Wasserscheu. Wenn —

Frem-

Fremder. Guten Tag! guten Tag!

(Alle danken und heißen ihn: Willkommen!)

Etwas für mein Pferd, Herr Wirth, und ein Glas Bier!

W. Gleich soll alles besorgt seyn. Christian, hast du gehört, was der Herr verlangt!

Wir sitzen da eben in einem schrecklichen Gespräche über den tollen Hundebiß, wenn Sie mit Theil daran nehmen wollen.

Fr. Wenns erlaubt ist. Vielleicht kann ich auch etwas davon erzählen, was sie noch nicht gehört haben.

B. Das wird uns sehr angenehm seyn.

W. Hat man denn aber kein Mittel, wodurch man diese Krankheit curiren kann? Der Mensch raffinirt ja sonst auf alles.

B. O ja, es sind jetzt welche bekannt. Sie wollen aber freylich nicht allemal anschlagen. Die tollen Hunde schießt oder schlägt man todt, und die andern Thiere, die von ihnen gebissen sind, werden auch getödtet, und auf den Anger tief in die Erde vergraben. Für Menschen, die so unglücklich gewesen sind, gebissen zu werden, hat man auch verschiedene gute Mittel entdeckt; allein die Einbildungskraft, die solchen Unglücklichen das Uebel immer noch schrecklicher vormalt, macht, daß sie oft nicht gehörig wirken.

W. So sollte man es ja solchen Leuten leicht machen und ihnen die Gefährlichkeit der Krankheit aus dem Sinne zu schaffen suchen.

B. Freylich sollte man dieß. Allein wie viele

Menschen thun es. Sie wimmern gewöhnlich um sie herum, und klagen ihnen von ihrem unglücklichen Zustande vor, anstatt daß sie ihnen denselben aus dem Kopfe zu bringen suchen und Muth einsprechen sollten.

Die Hauptsache ist immer, daß man einen geschickten Arzt zu Hülfe ruft. Denn obgleich die besten Arzneymittel gegen diese Krankheit bekannt genug sind, so dürfen sie doch nie allein gebraucht werden, weil sie sehr stark und angreifend sind, und, unrecht gebraucht, mehr schaden als nutzen können.

Das vorzüglichste ist der Maywurmkäfer.

Schäf. I das ist ja ein gar leichtes Mittelchen, Maykäfer giebts ja alle Jahre in großer Menge.

B. Nicht zu hitzig. Nicht die bekannten Maykäfer, die im May des Abends so häufig herumschwärmen, sondern die Maywurmkäfer. Es sind dieß schwarzblaue glänzende Käfer, die man im May und Junius auf den Wegen, Triften und Rainen findet. Sie haben keine harten Flügeldecken, die den ganzen Körper bedecken, sondern nur solche, die ihn halb bedecken, und der übrige Hinterleib ist nackt, sehr dick, hat viele Einschnitte und glänzt stahlblau. Bey der geringsten Berührung geben sie aus den Gelenken der Beine ein gelbes Oehl von sich, dem man eben diese Heilkraft zuschreibt. Wenn man sie also brauchen will, so darf man sie nicht mit bloßen Händen berühren, sondern man muß sie mit einem Hölzchen aufnehmen, in ein Gefäß von Honig thun, und sie darin ersticken lassen.

W. O ich kenne sie sehr gut. Sie kriechen ganz langsam auf der Erde weg, und können nicht fliegen.

B.

B. Gar recht.

Das andere Mittel sind die Wurzeln der Tollkirschstaude *), die gepülvert in gewissen Portionen von einem geschickten Arzte gegeben werden müssen.

B 3 Fremd.

*) Dieß ist eins der allergiftigsten Gewächse, das in schattigen Waldungen auf Anhöhen wächst, und von neuern Aerzten wider diese und andere gefährliche und hartnäckige Krankheiten ist empfohlen worden. Allein nur geschickte Aerzte können dieß Mittel anwenden, sonst ist es ein Gift, so wie die Beeren und auch die Blätter; vor den erstern muß man besonders warnen, da sie wie schwarze Kirschen aussehen, uud von unwissenden Leuten und Kindern oft schon sind dafür gegessen worden, aber Raserey ja gar den Tod verursacht haben. Wer daher dergleichen Beeren findet, thut wohl, wenn er sie den Kindern zeigt, so wie überhaupt dieß und ähnliche schädliche Gewächse in allen Schulen jährlich einmal zur Warnung sollte vorgezeigt werden. Ich will die ganze Pflanze, die auch Belladonna (Atropa Belladonna. Lin.) heißt, etwas genauer beschreiben. Die röthliche Stengel, welche alle Jahr frisch aufschießen, werden 4 bis 6 Fuß hoch und theilen sich in viele Nebenzweige, die 6 Zoll lange, eyrunde, dunkelgrüne, unten etwas wollige und weißliche Blätter und glockenförmige, schmutzige, violetrothe Blumen tragen. Die Beeren werden zur Zeit der Reife glänzend schwarz, so groß wie Kirschen, haben aber inwendig keinen Kern, sondern wie die Heidelbeeren kleine Körnerchen, auch sind sie, wo der Stiel mit einigen Blättchen, die man Deckblatten nennt, sitzt, weiß und etwas platt. Sie heißen Wolfskirschen, auch Tollbeeren, und haben einen süßlichen Geschmack. Auch die meisten Thiere werden von den Blättern gefährlich krank, und sterben, wenn sie ohne Hülfe gelassen werden, gar. Sonst wurde in Italien aus dem Saft derselben eine Schminke bereitet, und daher bekam das Gewächs den Namen Bella Donna d. h. schöne Frau. In den vorigen Abergläubischen Zeiten nahm man auch die Blätter unter die Hexensalben, wovon diejenigen, welche sich damit bestrichen in in eine Art von rasender Entzückung und Begeisterung geriethen.

Ich will hier nun noch kürzlich das Mittel von dieser Wurzel gegen den tollen Hundebiß beschreiben, so wie es Hr. Dr.

Fremd. Bey uns haben wir ein viel kürzeres Mittel, das allzeit hilft.

W. Darf mans nicht wissen.

Fremder. O ja! Es ist der heilige St. Hubertsschlüssel.

(Der Schäfer macht große Augen.)

Vor etlichen Jahren gab zu M.. ein Fleischer seinen Hund, der ihn verdächtig schien, dem Feldmeister, um

Dr. Buchholz zu Weimar mit glücklichem Erfolg angewendet hat. Vielleicht daß ich dadurch Gelegenheit gebe, noch manchen Unglücklichen zu retten; ich setze aber immer zum Voraus, daß, um sicherer zu gehen, sich man desselben nur unter der Leitung eines geschickten Arztes bediene. "Wenn man im Herbst und Frühling die Wurzeln ausgräbt, gehörig reinigt, in Stücken zerschneidet, bey gelinder Wärme trocknet, im Mörsel zerstößt, und durch ein Haarsieb schlägt: so hat man das so äußerst wirksame Mittel, welches man in einer Schachtel, oder noch besser in einem Glase, an einem trockenen Orte aufbewahren kann.

Sollte sich nun der traurige Fall ereignen, daß Jemand von einem tollen Hunde gebissen würde: so muß die Wunde sogleich mit Weinessig ausgewaschen und überdieß entweder scarificirt oder geschröpft werden. Dem Unglücklichen wird nach 6, 8, 10 Stunden ein Brechmittel aus 20 Gran Ipecacuanha gegeben oder auch noch mehr daß einigemal Brechen erfolgt. Des andern Tages werden ihm früh und Abends 3 Gran von der gepülverten Belladonnawurzel mit Wasser gegeben. Den dritten Tag giebt man früh und Abends 5 Gran, den vierten früh und Abends 5 Gran und den fünften früh und Abends 6 Gran. Um aller Gefahr vorzubeugen fährt man mit dem Gebrauch dieses Mittels bis zum 9ten Tage fort. — Sollte die Gabe von 6 Gran Schwindel, Blindheit, Doppelsehen u. d. g. erregen: so giebt man den 7. 8. und 9. Tag 4 Gran früh und Abends.

Während diesem muß die Wunde mit ätzenden Mitteln fleißig verbunden und 4 bis 5 Tage offen erhalten werden — eine Salbe aus Spanischen Fliegen mit Digestivsalbe ist hier das wirksamste Mittel.

um ihn tod zu schlagen. Dieser aber machte ihn nicht tod, ob er gleich sahe, daß er wüthend war, sondern wollte versuchen ihn zu heilen. Allein in der Nacht, es war der 27ste Jenner, und wird nun bald jährige Zeit, brach er aus dem Stalle durch, rannte bis des Morgens 8 Uhr herum, ehe er tod geschossen wurde, und biß 13 Personen.

Alle. Das Gott erbarm! die armen Leute!

Fremd. Des andern Tages wurde durch gedruckte Anschlagezettel bekannt gemacht, daß sich alle beschädigten Personen auf dem Rathhause melden sollten. Es geschahe, und es wurde im Namen des Abts von St. Hubert den gebissenen Leuten der heilige Segen ertheilt, und dem eindringenden Gift befohlen, stille zu stehen und auf 40 Tage lang keine böse Anfälle zu äußern.

Schäf. Das wäre doch curios!

Fremd. Während der Zeit wurden die Verwundeten nach St. Hubert (im Ardennerwalde im burgundischen Kreise) gebracht und durch Aufbrennen des goldnen Schlüssels geheilet.

B. Haha! das Mittel kenne ich auch. Der Seegen und der St. Hubertsschlüssel thun aber nichts dabey.

Fremd. Das wollt' ich meynen!

B. Das Brennen ist die Hauptsache. Wenn die Leute in eine Schmiede gegangen wären, und hätten sich die Wunde sogleich ausbrennen lassen, so würden sie eben so wohl gesund geworden seyn, als durch die weite Reise nach dem Kloster St. Huberts.

W. Auf den Schlüssel kommt es also nicht sowohl an, als darauf, daß er glühend ist.

B. Ja freylich! Das Brandmittel ist von jeher eines der besten gegen diese erschreckliche Krankheit gewesen. Denn durch glühend Metall, das aber eben kein Gold seyn muß, wird ein starker Reiz in der Wunde verursacht, sie schwiert und eitert, das Gift wird dadurch herausgezogen, und geht nicht in Blut über.

Fremd. Das glaub er nicht. Es kann in unserer ganzen Gegend niemand das Unglück hindern, als die Herrn Paters vom St. Hubertskloster.

B. Das glaub ich wohl. Es hats noch niemand probirt, und diese Herrn haben sich nun einmal in den guten Ruf gebracht. Aber ehrlich gehen sie dabey gewiß nicht zu Werke. Denn sie werden sehr gut wissen, daß nicht der goldene St. Hubertsschlüssel, sondern das Aufbrennen desselben die Cur thut. Sie lassen aber die Einfältigen gern bey dem Glauben, daß eigentlich der Schlüssel die Hauptsache sey, und das Brennen nur Nebensache. Hierbey bleiben sie immer angesehene und berühmte Leute. Und man weiß ja wohl wies geht; die Leute glauben immer lieber an was wunderbares, als an was natürliches.

W. Da hat er Recht.

Viertes Gespräch.

Von der Katze.

(Im März).

Wirth. Bote.

B. Ei da hat er ja gar ein artiges Kätzchen, kohlschwarz mit einem weißen Bläßchen und grasegrünen Augen; das ist ja allerliebst.

W. Ja wohl! es ist eine vortreffliche Katze. Ich habe sie auch so lieb, daß sie alle Nacht bey mir schlafen muß. Ich werde nun ein alter Kerl, der im Winter Wärme im Bett nöthig hat, und einen heißen Backstein mag ich nicht hineinlegen, weil gar zu leicht Unglück geschehen Bett und Haus abbrennen kann, wenn er zu heiß oder glühend ins Bette kömmt, und von den Wärmflaschen halte ich auch nicht viel, denn wenn das Wasser zu heiß ist und so kocht, stößt es zuweilen den Gorkstöpsel aus, und fährt ins Bett. So ist es meiner seligen Frau etlichemal gegangen, die auch gar zu viel auf Wärmflaschen hielte. Nein da lob ich mein Hinschen, das ist mein Backsteinchen und mein Wärmfläschchen, das ich mitnehme, das hat ja auch eine natürliche Wärme. Nicht wahr, du gutes Hinschen du?

B. Das macht er nun eben nicht gut. Da hat er ein Uebel abgeschafft, und ein anderes dafür wieder

angeschafft. Das hat seine Richtigkeit, daß wohl schon manche Feuersbrunst durch die heißen Backsteine mag entstanden seyn. Vor zwey Jahren brannten zu F** drey Häuser ab durch einen heißen Backstein, und zu B** mußte einem Kinde ein Aermchen abgenommen werden, weil die Mutter neben dasselbe einen heißen Backstein gelegt hatte, der dem Kinde die ganze halbe Seite verbrennt hatte. Ja ich weis sogar ein Beyspiel, daß eine Mutter einen heißen Backstein in Lappen wickelte, bey einem Kind ins Bett legte, und auf den Taglohn gieng; als sie nach Hause kam, hatte das Kind den Backstein losgetreten, und war verbraten wie ein Apfel.

W. Das Gott erbarme!

B. Zu G** will voriges Jahr die Schulmeisterstochter, ein scharmantes Mädchen, eine Wärmflasche ins Bett tragen; wie sie auf die Treppe kommt, fährt der Gorkstöpsel in die Luft, das kochende Wasser hinter her, und verbrennt ihr das ganze Gesicht, daß Doctor und Barbier über sie gehen mußten, und das arme Mädchen verlohr ihr schönes Gesicht.

W. Das Gott erbarme!

B. Und mit seiner Katzenflasche siehts um nichts besser aus. Es haben die einsichtsvollesten Aerzte die Erfahrung gemacht, daß der Athem und die Ausdünstungen der Katzen der Lunge so schädlich wären, daß die Schwindsucht daraus entstünde, und der Feldscheer in B** hat mich noch vorige Woche versichert, daß die Frau Pfarrin in K*** an der Katzenschwindsucht gestorben sey. Diese hatte immer 7 Katzen, so viel als Tage in

der Wochen sind, und da mußte, weil sie die Abwechselung liebte, alle Nacht eine andere bey ihr schlafen.

Und wenn auch dieß Uebel wirklich so gefährlich nicht wäre, so gehören doch die Katzen, aus tausenderley Ursachen nichts ins Bett. Wenn man sie einmal dran gewöhnt hat, so liegen sie immer darinne, und wie viel Unheil daraus entstehen kann, davon will ich ihm nur ein Paar Histörchen erzählen.

Sie legen sich, da sie die Wärme lieben, gern auf den Feuerheerd und in den Ofen, hängen glühende Kohlen in ihren dicken Balg, und wenn sie nun so ins Bett gehen, wo fängt es wohl eher Feuer als da?

Ja sie gehen sogar nach brennenden Talglichtern, wenn man sie allein in der Stube läßt, welche feuerfangende Oerter sind ihnen alsdann aber näher, wo sie sie hinschleppen können, als die Betten?

Man darf auch die kleinen Kinder keinen Augenblick allein in der Wiege liegen lassen, denn sie legen sich denselben auf den warmen Hals und ersticken sie, werden zuweilen gar so wild, besonders im Februar und März, wenn ihre Ranzzeit ist, daß sie ihnen die Augen auskratzen, oder sie sonst übel zurichten, und man hat auch Exempel, daß sie dieß alten schlafenden Personen gethan haben.

W. Das Gott erbarme!

B. Und ein Wort so viel als zehn: Die Katze gehört nicht ins Bette. Denn sie braucht kein Bett, weil ihr der liebe Gott zu ihrer Erwärmung ein Bett an den Leib geschaffen hat, ich meyne ihren sehr dichten guten Pelz, den er ihr gegeben hat. Wenn wir so

rauh,

rauh, wie die Katzen, wären, so brauchten wir auch keine Betten.

W. Und auch keine Kleider!

B. Ganz recht! Die Katzen sind ja überdieß zum Mausen bestimmt. Es ist aber eine unleugbare Erfahrung, daß sie, wenn man sie unter den Ofen und ins Bette gewöhnt, faul werden, und keine Mäuse mehr fangen.

W. Da möchte er wohl so gar Unrecht nicht haben; denn ich habe noch einen grauen Kater, der ist, wie eine wilde Katze, er läßt sich kaum sehen, so scheu ist er; der fängt alle Tage seine Mäuse und Maulwürfe, und wenn ich den nicht hätte, so wären jetzt die Mäuse Wirth, und ich wäre vielleicht eine arme Kirchmaus.

B. Und weiß er denn auch, daß die Katzen, wie die Hunde, toll werden?

W. Das wäre ja erschrecklich!

B. Ja wohl, erschrecklich! Nun stell er sich vor, sein Kätzchen sähe einmal so recht verdrießlich und krank aus, er wäre so mitleidig, dächte, er wolle ihm eine Wohlthat erzeigen, nähm es mit ins Bett, und des Nachts würde es toll und biß ihn.

W. Huhuhu! Hör er auf, Herr Gevatter, es läuft einem ja eißkalt über den Leib.

B. Aber ist er denn nicht dieser Gefahr ausgesetzt? Es ist, wie ich ihm vor etlichen Wochen erzählte, gefährlich Schooßhündchen zu halten, aber noch weit gefährlicher sind die Schooßkätzchen. Sie werden niemals so zahm, treu und gutmüthig, wie die Hunde, sondern be-

behalten immer ihre Tücke bey. Man hat Beyspiele genug, daß sie im Scherz so erzürnt wurden, daß sie die bekanntesten Personen bissen, und durch ihren Speichel, der alsdann zu Gift wird, tödtlich verwundeten. Vor einigen Jahren hatte unsers Herrn Amtmanns Tochter auch so ein Leibkätzchen, spielte einmal mit demselben, erzürnte es, es biß um sich, biß sie in Finger, und weiß er denn was geschah? Sie mußte sich den Finger bis ans letzte Gelenke ablösen lassen. Was das nicht für ein Jammer seyn muß! Die Mamsell hatte Händchen, wie Alabaster so weiß, und Fingerchen, ach die waren so gelenke, und sie konnte so geschwind und artig auf dem Klaviere spielen, daß einem das Herz im Leibe lachte. Nun steht sie dort am Klavier, hat an der rechten Hand nur vier Finger, der mittlere fehlt, und wenn sie spielt, so wills immer nicht recht fort. Die Augen gehen mir allemal über, wenn ich sie spielen sehe. Sie spielt aber auch jetzt keine englische Tänze mehr, sondern lauter Trauerarien oder Choräle.

W. Da sollte man ja die Katzen ganz und gar abschaffen, wenn sie nichts als Unheil anstiften?

V. Bey Leib und Leben nicht! Höre er nur erst vollends aus, was sie für Schaden thun, hernach soll er auch hören, was sie für Nutzen schaffen.

Auch bey schweren Gewittern hat man Ursache, sie von sich zu entfernen. Hat er denn noch nicht bemerkt, daß sie alsdann, wenn ein starkes Gewitter kömmt, besonders unruhig und ängstlich werden?

W. O ja wohl, da drückt sich mein Hinschen alle-

mal

mal so nahe an mich an, als wenn sie in mich hinein kriechen wollte.

B. Und das ist wieder schädlich. Denn die Kazzen sind sehr elektrisch, und man muß sie allzeit von sich entfernen, wenn schwere Gewitter am Himmel stehen. Denn sie ziehen in einem Hause, das der Blitzstrahl trifft, sehr leicht die Blitzmaterie an sich.

W. Da wären ja die Katzen ordentliche Elektrisirmaschinen?

B. Streich er einmal diesen Abend, wenn es dunkel ist, sein Schwärzchen mit der trockenen Hand vom Schwanze nach dem Kopfe zu über dem Rücken, und geb er Achtung, wie die Funken mit einem gewissen Knistern aus dem Balg fahren werden. Dieß ist nichts, als die pure klare elektrische Materie.

W. Das hab ich auch schon bemerkt, habe mir aber nicht erklären können, was es nur für eine Erscheinung sey.

B. Und weiß er denn auch wohl, daß man den Katzen Schuld giebt, daß sie in der Türkey die Pest aus einem Hause in das andere trügen?

W. Ach hör er auf! Wenn das Ding so fort geht, so beschuldigt er zuletzt die armen Katzen auch noch, daß sie Ursache am Französischen Kriege wären.

Fünftes Gespräch.

Fortsetzung des vorhergehenden.

Bote. Wirth.

B. Nu, er läßt ja die Stühle mit neuem grünem Tuch überziehen, Herr Gevatter; ich glaube gar, er hat wieder eine Braut auf dem Korne?

W. Ach bey Leib und Leben nicht! An so etwas denkt so ein alter Mann nicht, wie ich bin, der muß sich nun zu seinem seligen Ende präpariren, und sich wieder nach seiner alten Braut sehnen, die auf dem Gottesakker (Kirchhof) liegt.

B. Behüte der Himmel! Vom Sterben wollen wir noch nicht reden. Er kann Alters halber noch immer 20 Jahre mitlaufen.

W. Je nun! wir wollen denn halt so mitschleichen, so lange die alten, steifen Beine sich noch bewegen wollen.

Aber warum die Stühle gemacht werden, das sollte ich ihm im Grunde gar nicht sagen, denn er wird mich doch nur auslachen.

B. Bewahre! Sag er es nur heraus.

W. Um diese Ausgabe bringt mich meine schwarze Katze, die ich ihm neulich so gelobt habe.

Am Sonntage gehe ich mit allen meinen Leuten in die Kirche, und lasse sie allein in der Stube; während

der

der Zeit kriegt sie den Koller im Kopf, macht sich über die ledernen Stühle her, und zerkratzt sie der Reihe nach, daß, als ich aus der Kirche kam, die Lappen und Franzen drum hiengen, wie um die alte zerrissene Fahne, die in unserer Kirche hängt. Sie hat aber auch ihren Lohn mit dem Stock dafür bekommen.

B. Das arme Thier! Wenn sie auch nur wüßte, warum sie die Schläge bekommen hätte? Hab' ich es ihm denn nicht gesagt: die Katze gehört nicht in die Stube.

Es ist jetzt März, wo die ganze Katzenrepublick in Krieg und Streit lebt, da schärfen diese Thiere ihre Krallen, um recht tapfer kratzen zu können, und wenn man sie nun in der Stube läßt, so schärfen sie sie freylich an den Stühlen. An diesem Schaden ist er also eigentlich selbst Schuld, und nicht die arme Katze.

W. Nun darf sie aber auch nicht mehr herein, sie mag betteln und vor der Thür mauen, und kratzen, wie sie will.

B. Also ist er doch mit Schaden klug geworden. Er thut aber auch wohl daran. Hinaus gehören die Katzen, und da sind sie auch sehr nützliche Thiere, Thiere — die in einem großen Hause, und in einer großen Haushaltung unentbehrlich, ja so unentbehrlich, wie das nothwendigste Hausthier, sind. Da fressen sie Hausmäuse, Spitzmäuse und Ratten, welches die Hauptspeise ist, die ihnen ihr Schöpfer angewiesen hat, und die sie nicht fressen, beißen sie tod, weil sie sonst nichts zu thun haben.

W. Da

W. Da hat er Recht.

B. Ja wenn sie im Hause, in der Scheuer und in den Ställen nichts mehr zu fangen finden, so gehen sie in die Gärten, passen den Maulwürfen auf, legen sich ganze Stunden lang vor einen Haufen, in welchem sie einen Maulwurf bemerkt haben, fangen Feldmäuse, schädliche Wasserratten (Erdwölfe) und sogar Wieseln weg.

W. Das hat seine Richtigkeit. Diese guten Eigenschaften hat mein grauer Kater alle, und ich habe ihn im Grunde auch jetzt lieber, als den schwarzen, seitdem mir dieser den bösen Streich mit den Stühlen gespielt hat.

B. Ja sie fressen sogar schädliche Raupen und Schmetterlinge (Milchdiebe, Buttervögel).

W. Das wäre ja doch gar sonderbar, wenn die Katzen auch Raupen, wie die Vögel, fräßen.

B. Ja, ja! Geb er nur einmal recht Achtung auf sie, wenn sie im Garten sind, so wird er diese Bemerkung leicht selbst machen können.

Aber wie nützlich und nothwendig die Katzen in der Oekonomie geworden sind, davon will ich ihm eine artige Anekdote erzählen, woraus er sehen kann, daß ich nicht nur die schädlichen Eigenschaften der Katze bemerkt habe, sondern auch ihre guten gar sehr zu schätzen weiß.

Vor ohngefähr 30 Jahren gab der König von Neapel, auf der Insel Placida, den Befehl, daß alle Einwohner ihre Katzen abschaffen sollten, damit die Fasanerie, die er zu seinem Vergnügen auf dieser Insel ange-

gelegt hatte, in besserm und sichererm Stand erhalten werden könnte; denn nichts fressen die Katzen lieber, als junge Vögel, und besonders junge Fasanen, und wo sie diese einmal aufgespürt haben, da ist man nicht im Stande etwas vor ihnen aufzubringen. Sie gewöhnen sich lieber aus dem Hause, wo sie doch alle Tage ihr gutes Fressen haben, und gehen der Fasanenjagd nach.

Zwey Jahre lang bemerkte man auf dieser Insel eben keinen großen Nachtheil von diesem Befehl; allein nach der Zeit nahmen die Mäuse von aller Art so überhand, daß sich die Einwohner ihrer gar nicht mehr erwehren konnten. Sie zehrten ihnen nicht nur alle Nahrungsmittel weg, und verdarben ihnen ihre Geräthschaften, sondern zernagten auch in den Kirchen die Orgeln, und die Leichen auf der Bahre und die Kinder in der Wiege konnten nicht sicher mehr vor ihnen liegen. Was war also zu thun? der König mußte, er mochte wollen oder nicht, seinen Befehl zurück nehmen, und seine Fasanen wieder auf Gnade oder Ungnade den Katzen dahin geben, wenn die Menschen noch Herren von der Insel seyn sollten, und nicht die Mäuse.

W. Ei, das ist ja gar eine artige Historie?

B. Nicht wahr?

Und auf den Schiffen sind sie noch unentbehrlicher, als in den Häusern, wenn das Schiffsvolk seine Nahrungsmittel vor den Mäusen erhalten will.

Die schwarze Ratte ist ja durch Schiffe aus Europa nach Amerika gebracht worden, wo man dieß Thier, daß jetzt in den Zuckerplantagen und allenthalben

so

so vielen Schaden thut, vorher gar nicht kannte, und die große graue Ratte, die uns jetzt in Häusern, Gärten und sogar auf dem Felde plaget, und Erdratte, Wanderratte, Feldratte, Surmülotheißt, ist auch eigentlich kein deutsches Thier, sondern stammt aus Ostindien, ist erst seit diesem Jahrhundert auf den Schiffen nach Europa gebracht worden, und hat sich jetzt schon so allgemein ausgebreitet, daß sie in Häusern, im Felde und sogar im Wasser leben kann; daß sie, wenn sie sich so stark, wie die Hausmaus vermehrte, über lang oder kurz eine Landplage werden würde.

W. Was er mir nicht alles da erzählt!

B. Und weiß er denn auch, daß das Katzenfleisch eßbar ist?

W. Für einen Katzenbraten bedankte ich mich zum schönsten! Pfui!

B. Gewohnheit thut gar viel. In manchen Gegenden lobt man das Fleisch gar sehr, und spricht: daß es so süß, wie Kaninchen Fleisch schmecke; ja auf der See hat es in großer Hungersnoth schon manchem Menschen das Leben gerettet.

W. Der Hunger ist freilich der beste Koch.

B. Allein das Gehirn darf nicht gegessen werden, das soll, wie man aus Erfahrung wissen will, so schädlich und tödlich, wie Gift seyn.

W. Das wäre wieder was Wunderbares.

B. Daß manche Leute, die noch immer glauben, der Kopf erfriere im Winter, wenn er in keine Pelzmütze eingewickelt wäre, obgleich so viele Menschen ohne

Pelzmütze in der strengsten Kälte gehen, und gesünder als sie sind, die Katzenbälge zu Wintermützen brauchen, das sieht man ja alle Tage. Ja die Weiber tragen auch Müffe davon, und die Aerzte sagen sogar, daß die Katzenbälge zu Unterlagen bey Geschwulsten gut wären.

W. Und ich kenne einen Feldscheer, der spricht, daß keine Arzeneymittel besser die Knoten, Geschwüre u. d. g. zertheilten, als das Katzenfett; deßwegen ist keine Katze in H** für ihr Leben sicher, die seinem Hause nahe kommt.

B. Sonst habe ich eben nichts von ihr in der Medizin rühmen hören.

W. O sie stiftet ja schon Nutzen genug durch ihr Mausen.

B. Ja wohl! Man sagt auch, daß ihre Gedärme vorzüglich gute Saiten auf musikalische Instrumente, z. B. auf die Violine gäben, die besser klängen, als die Saiten von Schafdärmen.

Sechstes Gespräch.

Von den wilden oder Viehkartoffeln.

(Im April)

Bote. Wirth. Dortchen des Wirths Tochter.

(Der Wirth und der Bote sitzen bey Tische.)

(Dortchen trägt das Mittagsessen auf.)

B. Ey, ey! da bringt sie ja mein Leibgerichte?

Dortch. Wenns nur nach seinem Geschmack ist, Herr Gevatter! Er glaubt wohl, es wären Semmel- oder Mehlklöse! Da irrt er sich sehr, es sind Kartoffelklöse, und weiter nichts.

B. Desto besser! Desto besser! Da schenk ich ihr den besten Schweinebraten, wenn es dieß Gericht giebt!

D. Das ist mir doch lieb, daß ichs so getroffen habe!

B. Aber apropos, Herr Gevatter, hat er denn gehört, daß in der Grafschaft Oettingen, keine Kartoffeln mehr dürfen gebaut werden?

W. I bewahre! Ich dachte was ihm fehlte!

B. Ja, ja, ich habe es gedruckt gelesen!

W. Wo liegt denn das Land?

B. In Schwaben.

W. Und da sollten keine Kartoffeln mehr angebaut werden?

B. Nicht doch! Ich hab mich versprochen! Nicht alle Kartoffeln sind anzubauen verboten, sondern nur die wilden, die Viehkartoffeln.

W. Und auch das wundert mich gar sehr. Das sind ja die großen weißen Kartoffeln, die so große, breite, glänzende Blätter tragen, und die man jetzt erst anfängt bey uns zu pflanzen.

B. Ja, ja, die sind es.

W. Die Leute loben ja aber diese Kartoffeln gar sehr, daß sie so groß würden, so reichlich trügen, und so gut fütterten.

B. Ich weiß es wohl.

W. Und sind verboten? Das versteh ich nicht.

B. Geduld! Er soll es gleich verstehen. Es ist im Oettingischen ein eigenes Wirthschaftskollegium, und die Herren, die darinne sitzen, haben die Sache gar genau untersucht, und wirklich gefunden, daß diese Art Kartoffeln schädlich sey.

W. Nun das möcht ich doch hören.

B. So hör er nur. Erstlich sollen sie die Ausartung und den Miswachs der guten, besonders der rothen Kartoffeln verursachen. Man hat bemerkt, daß so lange man in jenen Gegenden nichts von den Viehkartoffeln gewußt hat, die rothen immer von gutem Geschmack, und eine gesunde und nahrhafte Speise gewesen sind, und gewöhnlich eine reichliche Erndte gegeben haben. Seit dem man aber wilde und

gute

gute Kartoffeln neben und untereinander gepflanzt hat, so sollen die guten ihren vortreflichen Geschmack verlohren haben, die Menschen sollen sie fast nicht mehr essen können, und sollen kaum den dritten Theil mehr eintragen, als sonst.

W. Das wäre doch sonderbar!

B. Zweytens sollen sie der Gesundheit der Menschen höchst nachtheilig seyn. Die wilden Kartoffeln wären zwar eigentlich zur Fütterung und Mästung des Viehes bestimmt hieß es, allein sie würden doch auch von den Armen gegessen. Diese bekämen gewöhnlich im Herbste statt der Allmosen, Kartoffeln, und da könnte man sich leicht vorstellen, daß ihnen bey dem großen Mangel der guten, meist schlechte gereicht würden. Diese verursachten die Ruhrkrankheit, wenn sie vor Michaeli gegessen würden, und immer heftige Kopfschmerzen, Brennen und Drücken im Magen, Engbrüstigkeit und Durchfall, man möchte sie essen wenn man wollte.

W. Das kömmt mir sehr wahrscheinlich vor.

B. Drittens sollen sie auch für das Vieh das nicht seyn, wofür sie eigentlich gehalten werden. Den Schweinen sollen sie roh gestoßen eine kümmerliche Nahrung geben, und sollen ihnen allezeit ungesund seyn, weil sie zu wäßrig, streng und angreifend wären, und den Durchfall verursachten. Gesotten aber und mit Kleye, Gerstenschrot, oder Getraide und Hülsenfrüchten vermischt, gäben sie nicht, sondern was bey gemengt sey, die Mästung. Noch schädlicher aber sollen sie dem Rindvieh seyn, welches gar leicht damit faul gefüttert

füttert werden könnte. Am allerschädlichsten aber wären sie den Melkkühen, welche, jemehr sie von den Kartoffeln fräßen, desto weniger Milch gäben, und die Milch endlich verlöhren. Man hat den Versuch gemacht, und zwo Kühe, die einander in der Nutzung gleich waren, genommen, hat die eine mit rothen Kartoffeln, und die andere mit wilden gefüttert, und beyde sonst in den übrigen Stücken gleich gehalten; da hat man denn augenscheinlich gesehen, daß die wilden Kartoffeln den obigen Schaden nach sich gezogen haben.

W. Wenn das alles so wahr wäre, so sollte man ja wirklich keine wilden mehr pflanzen.

V. Ich dächt es selbst, und daß es alles so wahr ist, das glaub ich gewiß; denn es ist alles sehr genau untersucht worden. Der Fürst von Oettingen hat wirklich 2 Rthlr. Strafe drauf gesetzt für den, der sie wieder in die Brachfelder, oder Gemeindegärten anbauen wird.

W. Von mir werden keine wilden Kartoffeln mehr gesteckt, und wenn sie noch so reichlich trügen.

D. Ich bin selbst der Meynung, Vater; denn mir däucht auch, seit dem die wilden Kartoffeln unter die guten gekommen sind, so geben unsere Kühe nicht mehr so viele und gute Milch, wie sonst, da sie lauter gute bekamen, und der Rahm und die Butter nimmt auch ab. Die Sache ist mir schon lange bedenklich vorkommen.

V. Da sieht sie.

W. Aber wie sollen denn die Leute die gute Art wieder kriegen, wenn die guten auch verdorben sind?

V. Auch dafür hat der Fürst schon gesorgt. Er hat

hat den Leuten eine gute Anweisung geben lassen, wie sie wieder ächte Kartoffeln bekommen können.

W. Das ist das beste. Weiß er denn wie das gemacht wird?

B. O ja! Aber jetzt ist die Zeit zu kurz, es zu erzählen. Wenn einmal die Zeit kömmt, daß man Kartoffeln pflanzt, so erinnere er mich daran, so will ichs ihn auch lehren.

Siebentes Gespräch.

Von Kartoffeln, und wie man gute Arten erhalte.

(Im April.)

Wirth. Bote.

B. Gesegnete Mahlzeit, Herr Gevatter! gesegnete Mahlzeit!

W. Er kömmt noch eben zur rechten Zeit! Komm er her und setze er sich bey, wenn er Appetit zu frischer Wurst und Kartoffelsalat hat. Von Kartoffeln ist er ja sonst ein großer Liebhaber.

B. Ja freilich esse ich sie sehr gern.

W. Nun so mache er weiter keine Umstände, und setze er sich hier neben mich. Es sind ohnehin die letzten, die wir essen; denn es ist nun Zeit sie wieder zu pflanzen, da muß ich meinen kleinen Vorrath, den ich noch habe, zusammenhalten, und denn schmecken sie jetzt auch nicht

 mehr

mehr so gut, wie im Herbst und Winter. Es ist, als wenn sie nun in die Erde und nicht mehr im Magen gehörten.

B. Da hat er Recht. Sie wollen auch alsdann nicht mehr mehlig bleiben, wenn man sie siedet, oder kocht, sondern sind immer wäßrig.

W. O es ist doch gar eine vortrefliche Sache um die Kartoffeln. In diesem Jahre sind sie bey dem theuren Getraide eine rechte Wohlthat für die armen Leute gewesen, besonders in den Waldgegenden. Ich glaube gewiß, manches hätte oft hungrig zu Bette gehen müssen, wenn es keine Kartoffeln gehabt hätte.

B. Ja wohl, ja wohl!

W. Man sollte dem Mann, der dieß Gewächs entdeckt hat, alle Jahre zu Ehren ein eignes Fest feyern.

B. Das verdiente er. Weiß er denn aber, woher die Kartoffeln eigentlich kommen? Sie sind keine deutsche Frucht, wie er vielleicht denkt.

W. So? Nun so belehre er mich doch.

B. Es werden nun ohngefähr 229 Jahre seyn, daß die Kartoffeln in Europa bekannt sind. Sie kamen zuerst nach Irland unter der Regierung der berühmten Elisabeth im Jahr 1565. Johann Hokokius brachte sie zuerst mit aus Santa Fe im spanischen Amerika. Sie stammen also aus der neuen Welt. Ein großer vornehmer Herr in Irland, mit Namen Walther Raleigh, soll, so viel man weiß, der erste Anpflanzer derselben gewesen seyn. Allein es passirte ein gar artiges Geschichtchen vorher, ehe man es heraus brachte, was man eigentlich

mit

mit diesem Gewächs machen sollte. Die Naturgeschichte der Kartoffeln war damals noch fast gänzlich unbekannt.

Da die Kartoffeln nämlich zu ihrer gehörigen Zeit Stengel trieben, blüheten und auf den Stielen grüne Aepfel bekamen, so glaubte Herr Raleigh, das wäre die rechte Frucht, von der man so viel gesprochen hatte. Er vermuthete sie gar nicht unter der Erde, sondern ließ einige von diesen grünen Aepfeln kochen, fand sie aber von so widerlichem und garstigem Geschmacke, daß sie die Schweine kaum fressen wollten. Er glaubte also, daß alle Mühe verlohren sey, und gab alle Hoffnung auf, dieß ausländische Gewächs jemals in Irland zur gehörigen Vollkommenheit zu bringen. Was geschah aber? Da er nach einiger Zeit den Acker umpflügen ließ, um ihn besser zu benutzen, als mit diesem unbrauchbaren Gewächse, so fand er zu seiner großen Verwunderung die eigentliche Frucht, die unter der Erde gesteckt hatte, und von außerordentlich gutem Geschmacke war. Die Kartoffeln wurden also bald die vorzüglichste Nahrung der Irländer. Von da kamen sie nach England, und man glaubte damals daselbst fälschlich, daß sie in Irrland einheimisch wären. Von hieraus breiteten sie sich alsdann bald über ganz Europa aus und kamen auch zu uns nach Deutschland.

W. Ei, nun weiß ich doch auch, wo diese nützliche Frucht herrührt.

Aber sag er mir doch, Herr Gevatter, war denn das die gute oder die schlechte Sorte, die aus Ame-

rika

rika kam? Stammen denn die Viehkartoffeln auch aus Amerika?

B. Allerdings. Der Boden, die Himmelsgegend, und die Behandlungsart im Anbau derselben trägt gar viel zur Verbesserung und Verschlimmerung der Kartoffeln bey.

Es war vielleicht nur eine Art, die aus Amerika kam, und zwar die gute, nach und nach wurden noch bessere, aber auch schlechtere Sorten daraus. So geht es ja mit den meisten Feldfrüchten. Es giebt gutes und schlechtes Kopfkraut, rothes und weißes, gute und schlechte rothe und gelbe Rüben, gute und schlechte Bohnen u. s. w.. Wenn man z. B. die Kartoffeln auf schlechten oder solchen Boden pflanzt, der ihrer Natur nicht angemessen ist, d. h. der naß oder sumpfig ist, oder im Schatten liegt: so kann man freilich keine gute Früchte erwarten, oder, wenn man alle die besten und größten im Winter verbraucht, und nur die kleinsten, die einer Haselnuß groß sind, zum Verpflanzen liegen läßt, oder die großen in unzählige Stückchen zerschneidet, wenn man sie stecket, so kann es auch keine vorzügliche Früchte geben, und auf diese und noch verschiedene andere Arten mögen sich denn die Kartoffeln verschlimmert haben, und wenn sie aufangs von der besten Sorte gewesen sind.

Eigentlich giebt es drey Sorten guter Kartoffeln, die alle sich darinne von den wilden oder Viehkartoffeln, die man, wie ich ihm schon einmal gerathen habe, wegen ihrer Schädlichkeit wieder ausrotten

ten sollte, unterscheiden, daß ihre Blätter kleiner und runzlicher sind.

Die erste Art hat violetröthliche Blumen und große, länglichte, höckerige, unförmliche Knollen, die inwendig weiß sind, auswendig aber eine röthliche Haut oder Schale haben.

Die zweyte Art hat weiße Blumen, und auch die äußere Haut der Knollen ist weiß. Die Kartoffeln sind mehr rund, und etwas kleiner; sonst kommt da Wachsthum der Pflanze und ihre Form ganz mit der vorigen überein. Und dieß ist denn unsere gewöhnliche gute Kartoffel.

Die dritte Art ist die Sommer- oder Zukkerkartoffel. Sie hat eine himmelblaue Blüthe, und unterscheidet sich im Wachsthum gar merklich von jenen beyden Sorten. Sie treibt häufige und große Stengel in einem dicken Klumpen aus der Erde. Die Blätter daran sind etwas kleiner, rauher, in größerer Menge, und sitzen dichter an einander, als bey jenen beyden Arten. In der Erde entsteht ein dicker Klumpen zarter Wurzeln, an welchem eine große Menge kleiner Knollen hängt, die rund sind, aber fast nie größer, als eine Wallnuß werden. oft gar nur so groß, als eine Haselnuß. Wenn man den Stock mit den Händen umfassen kann, o läßt er sich mit Wurzeln und Kartoffeln heraus ziehen, ohne daß etwas davon in der Erde bleibt. Diese letzten wachsen viel geschwinder, als die erstern, werden früher zeitig, können früher gegessen werden, und ihr Geschmack ist süßer und angenehmer.

W. Da-

W. Daher mögen sie denn auch wohl ihren Namen Zuckerkartoffeln und Sommerkartoffeln erhalten haben.

B. Ja freilich! Aber in Haushaltungen, wo immer große Töpfe auf dem Heerde stehen müssen, und wo das Gesinde viel Geschäffte hat, sind sie eben nicht rathsam, und da behalten jene beyden Sorten immer den Vorzug; denn sie tragen nicht so häufig, sind zu klein und daher auch mühsam rein zu machen und zu schälen, und eine Magd kann eher einen Korb voll Gras holen, ehe sie ein Gericht roher Kartoffeln von dieser Art reiniget und schälet.

W. Allein wie kommt man denn wieder zu den guten Sorten?

Es ist bey uns jetzt, wie es sonst allenthalben ist, daß gute und wilde Kartoffeln unter einander stehen.

B. Man hat zweyerley Methoden, wieder zu den guten Sorten zu gelangen.

Die erste ist, daß man sie aus Saamen zieht. Diesen Saamen erhält man aus den grünen Kugeln, die aus der Blüthe entstehen. In denselben stecken platte Kerne, die fast den Pastinakensaamen ähnlich sehen, und dieß sind die Saamenkörner der Kartoffeln. Wenn man nun krausblättrige Kartoffeln auf dem Felde hat, so nimmt man von diesen im späten Herbste die Kugeln ab, zerdrückt sie, schüttet Wasser drüber, rührt und wäscht so lange, bis das schleimige Wesen vom Saamen

abgeht,

abgeht, und sich mit dem Wasser vermischt. Nun schüttet man das Wasser ab, und trocknet die Kerne an der Sonne oder sonst einem lüftigen Orte.

Achtes Gespräch.

Ueber die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Haus- und Feldsperlinge. *)

(Im May).

Bote. Wirth.

(Der Wirth im Garten.)

B. Daß heiß ich doch einen fleißigen Gärtner! Helf Gott, Herr Gevatter! Bey ihm grünt ja schon alles.

W. Bey so schöner Witterung wächst einen ja alles unter den Händen hervor. Wenn mir nur die garstigen Sperlinge nicht so vielen Verdruß verursachten So wie eine Erbse aufgeht, fressen sie mir sie vom Boden weg.

B. Wenn es nicht die Schnecken oder gar seine Hühner thun. Die armen Sperlinge sollen immer alles gethan haben. Hat er es denn selbst gesehen,?

W. Das zwar nicht, aber mein Nachbar sagte es.

B. Und der wird es eben so wenig selbst gesehen haben, wie er. So viel ich weiß, geht jetzt kein Sper-

ling

*) Fringilla domestica und Fringilla montana. Lin.

ling die grünen Erbsenschößlinge an. Jetzt haben sie weit köstlichere Speisen.

W. Ei das weiß ich wohl. Sommerwaitzen und Hafer.

B. Auch den rühren sie, so viel ich weiß, nicht an. Er hat Haussperlinge und Feldsperlinge, mit den braunrothen Köpfen, hier in der Nähe genug, gebe er doch einmal Acht, was sie jetzt fressen.

W. Und das wäre?

B. Nichts als schädliche Insekten. Jetzt gehen sie von Morgen bis auf den Abend auf die Raupenjagd, suchen alle die Räupcheu, welche die Blüten zerstöhren, und dem Obste schädlich sind, von den Blüten und Knospen ab, und tödten eine große Menge Maykäfer, und verzehren sie entweder selbst, oder tragen sie ihren Jungen zu.

W. Ja da wären ja nach seiner Meynung die Sperlinge nützliche Geschöpfe.

B. So denk ich. Besonders sind es die Feldsperlinge, diese machen es sich zu ihrem eigentlichen Geschäfte, den ganzen Frühling und Sommer hindurch von einem Obstbaume zum andern, und von einer Blüte zur andern, zu hüpfen, und die schädlichen Obsträupchen abzulesen.

W. Da sollte man sie ja hegen.

B. Von Rechtswegen.

W. Warum giebt man denn aber Befehl in manchen Ländern, daß jeder Bauer des Jahrs ein Paar

Sperlingsköpfe liefern soll. Da tödtet man ja nützliche Thiere.

B. Auch diese Befehle sind nicht Unrecht. Man muß hier gehörig unterscheiden. Die Sperlinge sind nützliche und schädliche Thiere. Nützlich sind sie im Frühjahr und Sommer, schädlich aber im Herbst und Winter; nützlich sind sie im Ganzen, indem ihnen vom Schöpfer der Auftrag gethan ist, daß sie der zu großen Vermehrung der schädlichen Insekten steuren sollen; schädlich sind sie aber für manche einzelne Personen, die z. B. ihre Weizen- und Gerstenäcker nahe an den Hecken und Feldbäumen haben. Denn wenn die jungen Sperlinge ausgeflogen sind, so versammeln sie sich im August in großen Heerden in den Hecken und Weidenbäumen, die nahe ans Feld stoßen, und fliegen von da zu den reifenden und reifen Waizen und Gersten, und wem alsdenn dieser Zuspruch trifft, der leidet einen beträchtlichen Schaden. Allein alsdann nützen sie doch auch wieder.

W. Und wie so?

B. Man ladet eine Flinte von ziemlich großen Caliber mit einer Menge klaren Schroten, und schießt unter solche Heerden; schneidet ihnen die Köpfe ab, und liefert sie, und den übrigen Leib ißt man.

W. Man ißt die Sperlinge?

B. Warum nicht? Sie schmecken gut und fressen grade das, was die Finken und Lerchen fressen; und diese ißt er doch?

W. Das versteht sich!

V. Nun so probire er es nur auch mit den Sperlingen. Ich hoffe, sie sollen ihm wenigstens so gut, wie die Finken schmecken.

W. Aber wer darf denn schießen? Bey uns niemand, als die Jäger.

V. Ja da sollten freylich die Jäger angehalten werden, daß sie diese statt des Landmanns im Herbste verminderten. Denn so will es, deucht mir, die Ordnung der Natur, d. h. mit andern Worten, der liebe Gott. Im Frühjahr und Sommer soll man die Sperlinge ungehudelt lassen, denn da pflanzen sie sich fort, und nützen augenscheinlich; im Herbst und Winter aber schaden sie, und sollen alsdann auch, wie die Lerchen und Drosseln, ihren Beytrag zur Nahrung des Menschen geben; deßwegen können sie zu dieser Zeit geschossen und gefangen werden.

W. Wenn man also die Sperlinge nicht schießen darf, so kann man sie doch fangen. Aber wie denn?

V. Sie sind freylich schlau. Aber dem Menschen ist kein Thier zu schlau. Wenn sie ihm, Herr Gevatter, im Winter in die Scheuer nach den Früchten gehen, so darf er nur in seinem Garten einen Platz mit Spreu und ein wenig Hafer bestreuen, ein Schlaggarn darneben legen, so kann er sie in Menge fangen. Ich weiß ein Dorf, da machen es die Einwohner so. Der Gemeindevormund, der ein Liebhaber von der Jagd und dem Vogelsang ist, und dem die Herrschafft zu schießen und Vögel zu fangen erlaubt, läßt, wenn es einen neuen Schnee gelegt hat, durchs ganze Dorf sagen, daß heu-

te

te niemand die Ställe reinigen soll. Er streut alsdann Spreu und Hafer in Garten, die Sperlinge versammeln sich aus dem ganzen Dorfe bey ihm, und er erschießt sie alsdann oder fängt sie mit dem Schlaggarne. Ich weiß, daß er auf einen Schuß oder Ruck zuweilen 60 Stück bekommen hat. Das gab dann auf den Abend einen herrlichen Braten.

W. Das laß ich alles gelten. Aber wie bringt man sie denn von den Kirschbäumen?

B. Da giebt es allerhand Verscheuchungsmittel. Man zieht entweder ein Netz über die Bäume, oder stellt ein Paar Tage einen Knaben dabey, der sie verjägt. Ich sehe wohl, er sucht alles mögliche auf, um den armen Sperlingen den Proceß zu machen. Ich erinnere mich dabey an eine Berechnung des Schadens, die ich einmal in einem Buch von den Sperlingen gelesen habe. Hier hieß es, daß ein jeder Sperling im Durchschnitt des Jahrs für einen Gulden Getraide und Feldfrüchte fräße, und daß in einem Lande von dreyhundert Dörfern sechs Millionen Sperlinge befindlich wären.

W. Behüte Gott! Das wäre ja das Land der Sperlinge.

B. Diese Menge Sperlinge thäten also jährlich für sechs Millionen Gulden Schaden.

B. Bewahre der Himmel! Diese Rechnung muß aber wohl so gar richtig nicht seyn; denn ich habe in meiner Stube 24 Vögel, groß und klein, die alle Gerstenschrot mit Milch eingemengt fressen; und ich brauche doch das ganze Jahr für alle 24 kaum für 1 Gulden Gerste.

Neuntes Gespräch.

Fortsetzung von den Kartoffeln, auch von Kartoffelbrod und von der Kartoffelstärke.

(Im May.)

Bote. Wirth.

B. Wenn man nun die Saamenkerne aus den Kartoffelnkugeln auf diese Art erhalten hat, so verwahrt man sie den Winter hindurch an einem trockenen Orte, und im Frühjahr zieht man auf einem gutgedüngten und gepflügten Acker, oder im Garten auf gutbearbeitete Beete Linien, die zwey Spannen weit von einander abstehen, öffnet sie einen Zoll tief, säet den Saamen einzeln drein und decket ihn zu. Nach etlichen Wochen reinigt man den Boden vom Unkraut, und ist der Keim Handslang, so zieht man die Erde an demselben in die Höhe, und so behackt und häufelt man die Erde des Sommers über zwey- bis dreymal. Im Herbste bekömmt man Kartoffeln von der Größe einer Haselnuß, einer wälschen Nuß, auch wohl gar von der Größe eines Hühnereyes, welche man im folgenden Jahre ausstecken kann, und dieß werden alsdann gewiß gute Kartoffeln, besonders wenn sie in gutes Erdreich kommen, gehörig gereinigt, gehackt und gehäufelt werden, und das Kraut nicht vor Michaeli abgeschnitten wird.

W. Das

W. Das läßt sich hören.

B. Die zweyte Art ist aber noch kürzer und besser. Denn bey der obigen Aussaat geschieht es wohl oft, daß die Kartoffeln im ersten Jahre noch zu klein sind, als daß sie das folgende Jahr, wenn sie versteckt werden, schon gute und große Früchte tragen sollten. Man würde also das dritte Jahr erst gute Kartoffeln durch den Saamen erhalten, und da müßte man die Nuzzung von dem Acker ein ganzes Jahr einbüßen.

W. Das wäre nun freylich unangenehm, wenn das Feld ein ganzes Jahr unbenutzt bleiben müßte. Je doch, wenn ich nur wieder zu guten Kartoffeln käme, so wollte ich das gar gerne leiden; läßt man doch gewöhnlich bey Getraidefeldern das dritte Jahr die Aecker auch Brache liegen.

B. Allein man hat es nicht nöthig, wenn man folgende Art der Aussaat beobachtet.

Wenn man nämlich im Herbste die Kartoffeln, die auf die gewöhnliche Art gepflanzt worden sind, aus der Erde nimmt, so sucht man von den Stöcken, die krauße Blätter haben, so viel glatte und schöne, von der Größe eines Hühnereyes, aus, als man zur Verpflanzung im folgenden Frühjahr nöthig hat. Im Winter bringt man sie an einen sichern Ort, damit sie nichts vom Froste leiden, aber auch nicht zu warm liegen und keimen, entweder in einen guten Keller, oder in die Erde in ein tiefes Loch, das mit Bretern ausgelegt und mit Erde bedeckt ist, oder scharrt sie in der Scheuer in den sogenannten Panzen mit Stroh zu. Im Frühjahr legt man sie als-

dann auf einen gut zubereiteten, trockenen und an der Sonne liegenden Acker, wirft in jedes gehackte Loch, das wenigstens eine Elle von dem andern entfernt seyn muß, eine solche Kartoffel, reinigt, behackt und häufelt sie zur gehörigen Zeit, und schneidet die grünen Stengel nicht vor Michaeli ab. Zur Erndtezeit wird man mit Vergnügen finden, daß die Kartoffeln, die auf solche Art erzogen werden, weit größer und vollkommener sind, als die, welche auf die gewöhnliche Art gepflanzt werden. Und wenn man diese Aussaat etliche Jahre hinter einander wiederholt, und mit den Aeckern abwechselt, so werden die Kartoffeln sowohl an Größe, als vorzüglich an Geschmack, immer vollkommener werden.

Unser Herr Pachter hat diesen Versuch schon etliche Jahre hinter einander gemacht, und er klagt nicht nur über keine Ausartung mehr, sondern behauptet auch steif und fest, seine Kartoffeln verbesserten sich von Jahr zu Jahr.

W. Das ist ja vortrefflich, und leicht nachzumachen. Ich will also gleich dieses Jahr die Probe anstellen, und wenn sie geräth, so soll mich niemand wieder abbringen.

B. Aber kennt er denn auch die guten Kartoffeln, wenn er die Blüten und Blätter nicht sieht?

W. O ja! so ziemlich. Ich will wenigstens alle, die ich noch von der guten Art habe, und die so groß, wie die Hühnereyer sind, einzeln sammeln, und auf ein eignes Stück Acker stecken, dann wieder die kleinern

appart,

appart, und will auch große in Stücke schneiden und sehen, welche Art der Pflanzung die besten giebt.

B. Ich kann ihm zum Voraus schon versichern, die erstere.

W. Das soll mir lieb seyn! Dann will ich mir auch, wenn ich erst rechte gute Kartoffeln habe, von meiner Magd einmal Kartoffelbrod backen lassen.

B. Versteht sie denn das?

W. Allerdings! Ich habe es sie aber erst lehren müssen.

Voriges Jahr kam einmal ein Fremder zu mir, der hatte welches bey sich, und gab mir davon zu kosten. Ich kann ihm nicht beschreiben, wie gut es schmeckte, und es bestand aus nichts, als den puren Kartoffeln, ohne allen Zusatz von Mehl. Ich ruhte aber nicht eher, bis er mir sagte, wie es gemacht würde.

B. Nu, darf ichs denn auch wissen?

W. Ei warum nicht! Sieht er, die Kartoffeln werden ungeschält erst mit Wasser bis zum Aufritzen gekocht (gesotten), hernach geschält, und alsdann mit dem Kuchenwelger zu einen Teig zerquetscht. Diese Arbeit muß aber geschehen, wenn sie noch warm sind, denn sonst verlieren sie ihre Zähigkeit, und wollen nicht zusammen trocknen.

B. Das wäre die ganze Kunst?

W. O bey Leibe nicht! Es gehört noch Sauerteig dazu und fast alle Arbeiten, die man beym Roggenbrode anwendet, müssen auch hier angewendet werden. Um Sauerteig zu bekommen, setzt man etwas von dem

obigen Teige mit Wasser und etwas Kraftmehl, das aus Kartoffeln geschieden ist, an einen warmen Ort, wo es nach 48 Stunden gewiß säuern wird. Von diesem Sauerteig kann man jedesmal etwas zum neuen Backen aufheben. Es ist aber auch nicht gerade dieser Sauerteig nothwendig, sondern man kann auch den gewöhnlichen, den die Becker haben, dazu nehmen.

Wenn man nun backen will, so muß man den Abend vorher den Sauerteig mit etwas Wasser und Kartoffelteig in Arbeit setzen (einsäuern). Zu dem Kartoffelteig thut man alsdann des andern Morgens beym Kneten allemal ein Theil Kraftmehl aus Kartoffeln dazu.

Das Brod läßt man erst ein Paar Stunden stehen (gahren), benetzt es oben mit Brunnenwasser, und schiebt es alsdann, wie das gewöhnliche Brod, in den Backofen. Es wird, besonders wenn es der Becker recht in Acht nimmt, so milde und weich, wie der schönste Kartoffelkuchen, und schmeckt gar herrlich.

B. Ich sehe aber wohl, die Hauptsache liegt in den Kraftmehl; wie bekommt man denn das?

W. Sehr leicht. Man wäscht die Kartoffeln, macht sie auf einem Reibeisen zu Brey, verdünnt diesen mit Wasser, und schlägt ihn alsdann durch ein feines Sieb. Das durchlaufende Wasser hat das Kraftmehl in sich, welches sich bald zu Boden setzt. Man gießt das röthliche Wasser ab, und dafür so oft frisches auf, bis es ganz klar und ungefärbt abläuft. Das Kraftmehl wird in einem mit Papier belegten Siebe an der Luft oder an einem warmen Orte getrocknet, und dasjenige,

was

was vom Kraftmehl abgeschieden ist, dient zum Viehfutter. Aber freylich giebt ein Pfund Kartoffeln selten mehr als 6 Loth Kraftmehl.

B. Auf eben die Art macht man ja auch die Kartoffelstärke.

W. So?

B. Allerdings. Denn wenn man sonst Kartoffelstärke machte, so rieb man die rohen Kartoffeln auf dem Reibeisen in frisches Wasser, schöpfte, was oben schwamm, ab, goß das übrige durch ein Haarsieb, wodurch also nur das feinste Mehl gieng, goß, so lange sich das Wasser färbte, frisches auf, rührte allemal das Mehl, das sich auf den Grund setzte, um, und stach alsdann, wenn das Wasser hell und klar ablief, den zurückgebliebenen Satz mit einen hölzernen Löffel aus, legte ihn auf ein über eine Hurde gespanntes Tuch und ließ ihn in der Wärme abtrocknen. Es war dabey weiter nichts besonderes zu beobachten, als daß die Gefäße nicht so nahe beym heißen Ofen stehen durften, sonst bekam die Stärke eine braune Rinde.

W. Dieß ist ja das natürliche Kraftmehl.

B. Ich sollte es selbst meynen.

Zehntes Gespräch.

Vom Maykäfer, und den Engerlingen.

(Im May.)

Bote. Wirth.

W. Sag er mir nur, Herr Gevatter, woher es kommen mag, daß man dieses Jahr fast gar keinen Maykäfer sieht. Voriges Jahr schwärmten sie ja zu Hunderten und Tausenden um einen herum, wenn man des Abends im Garten gieng, und es war ein Sumsen und Schnurren in der Luft, wie wenn die Bienen schwärmten; dieses Jahr hört und sieht man ja fast keinen; und ich sollte meynen, heuer müßte das Ungeziefer eher ausgebrütet werden können, als voriges Jahr, da es ein weit gelinderer Winter gewesen ist.

B. Das hat alles seine Ursachen, Herr Gevatter! und wenn er sich die Mühe genommen hätte, über die vorjährige Erscheinung ein wenig nachzudenken, und die Jahre bemerkt hätte, in welchen es so viele Maykäfer gab, so würde er die Ursachen vielleicht selbst gefunden haben.

W. So viel als ihrer im vorigen Jahre gab, habe ich in vielen Jahren nicht bemerkt.

B. Ich aber vor 5 Jahren, vor 9 Jahren, vor 13 Jahren, vor 17 Jahren u. s. f. Freilich nicht allzeit

zeit in so ungeheurer Menge, daß sie die Blätter von Eichen- und Buchenwäldchen abgefressen hätten, daß die Bäume, wie verdorrt da standen, und manche auch wirklich verdorrten; aber doch in diesen Jahren immer so viel, daß sie großen Schaden, nicht nur an den Eichen, Buchen und Weiden, sondern auch an den Blüten und Blättern der Kirschbäume, Quetschenbäume, Pflaumenbäume, Aepfel- und Birnbäume, thaten, und des Abends in Menge herumschwärmten.

W. Daß sie mehrmals großen Schaden gethan haben, hat seine Richtigkeit, aber welche Jahre es grade gewesen sind, darauf habe ich nicht Acht gehabt.

B. So geht es mehrentheils, um die Dinge, die in der Natur um uns sind, bekümmern wir uns immer am wenigsten, und wenn sie uns gleich selbst dazu noch so viel Gelegenheit geben.

W. Da hat er wohl Recht. Woher kömmts aber? In der Schule hört man gewöhnlich von dergleichen Dingen nichts, für sich selbst alles herauszugrübeln, ist für unser einen ein wenig zu schwer, und überdieß, wenn man erst alt wird, lernt sichs auch nicht gut mehr, man hat zu viel andere Dinge zu thun, kann nicht mehr gut behalten u. d. gl., wenn es auch zuweilen nicht an der Lust fehlt. In der Jugend sollten den Kindern solche Sachen gelehrt werden.

Doch bin ich jetzt um vieles klüger, als sonst, und kann mich wenigstens herzlich freuen, wenn ich so mancherley Grün um mich herum auf den Wiesen und in den Gärten erblicke, wenn die Kräuter, Bäume und Sträu-

cher auf so vielerley Art und mit so schönen Farben um mich herum blühen, und wenn ich sehe, daß die großen und kleinen Thiere in der Natur alle so froh und lustig sind, und alles, alles, wie er mich schon oft überzeugt hat, was von Gott geschaffen ist, seinen Nutzen haben muß, auch sogar die Thiere, die wir Ungeziefer nennen. Ueberhaupt gehe ich nicht mehr so blind im Felde und Walde herum, wie sonst.

Aber woher es in manchen Jahren eine so große Menge Maykäfer giebt, und in andern wieder so wenige, das kann ich doch nicht begreifen und herausbringen.

B. Bemerkt er denn keine Aehnlichkeit in den Zahlen, die ich ihn vorhin genennt habe?

W. Hum! (denkt nach —) Voriges Jahr — vor 5 Jahren — vor 9 Jahren — vor 13 Jahren — vor 17 Jahren — Da kämen ja alle vier Jahre so viele Maykäfer zum Vorscheine.

B. Getroffen!

W. Aber warum denn nur alle 4 Jahre?

B. Hier steckt eben der Knoten. Weiß er denn, wie die Maykäfer entstehen?

W. I das ist ja eine curiose Frage! Woher anders, als vom Maykäfer?

B. Das wohl! aber auf was Art?

W. Frägt er doch so wunderbar! Wie die Lämmchen von Schafen entstehen, oder die Küchelchen von der Henne!

B. Ja hier liegt eben ein großer Unterschied. Wenn das Schaf lammt, so ist das Lämmchen auch gleich

wie-

wieder ein kleines Schaf, und wenn die Henne ihre Eyer ausgebrütet hat, so sind auch gleich die jungen Hühner da. Aber bey den Maykäfern ist es ganz anders, da sind nicht gleich junge Maykäfer da, wenn er heckt, oder wenn die Eyer auskriechen.

Was sind denn die Maykäfer für Thiere?

W. Hm! die Maykäfer sind halt Maykäfer.

B. Er versteht mich nicht recht, Herr Gevatter. Ich meyne eigentlich: Wodurch unterscheidet sich denn der Maykäfer, z. B. von der Henne, so gleich auf den ersten Anblick?

W. Dadurch, daß er keine Federn und mehrere Füße hat, als sie.

B. Weiß er denn nicht mehr, wie man die Thiere nennt, die mehr als vier Beine haben? Erinnert er sich nicht mehr ans Heckmännchen?

W. Haha! Jetzt geht mir ein Licht auf. Insekten sind es, Insekten!

B. Richtig! Insekten.

W. Das war ja ein ordentliches Examen, das er mit mir angestellt hat. Er hätte einen guten Schulmeister abgegeben.

B. Hahaha! Nein dazu fühle ich mich zu unwissend. Ein Schulmeister muß gar viel wissen, wenn er ein rechter Schulmeister seyn will.

Aber wieder auf unsere Maykäfer zu kommen — wie meynt er wohl, daß sie entstehen?

W. Wie kann ich das wissen? Vielleicht auch wie der Goldkäfer, oder das Heckmännchen?

B. Gar

V. Gar recht.

W. Es werden also aus den Eyern erst Larven (Raupen, Maden), dann Puppen, und aus diesen zuletzt Maykäfer.

V. Vortrefflich. Sieht er, was das Examiniren hilft.

Aber nun will ich ihm auch die ganze Geschichte von diesen Insekten erzählen.

Daß sich zu Ende des Mays und zu Anfang des Junius die Maykäfer paaren, das weiß er schon.

Nach 14 Tagen kriecht das befruchtete Weibchen ohngefähr 2 Spannen tief in die Erde, und legt seine länglichrunden hellgelben Eyer in die Höhle, die es hinein gegraben hat. Es legt ihrer 20 bis 30 einzeln hin, aber nicht immer alle auf einmal, sondern kriecht auch wohl in der Zwischenzeit auf einen nahen Baum oder Busch, frißt Blätter, geht alsdann wieder in sein Loch, legt vollends aus, und bleibt gewöhnlich todt in- oder auf der Erde liegen.

Ueberhaupt leben sie, wie fast alle Insekten, nicht lange mehr nach der Paarung.

Sie bringen die Eyer dahin unter die Erde, wo Getraide, Gras, Kohlrüben und dergleichen Pflanzen stehen, und sehen es gern, wenn es regnet, damit die Erde weich und feucht ist, und sie sich desto besser eingraben können.

Wenn man jetzt Achtung giebt, so sieht man bey hellem Mittage und Sonnenschein einige Weibchen niedrig über den Wiesen herumschwärmen, und sich im Grase

se verbergen, um sich in die Erde zu vergraben, und ihre Eyer zu legen. Sonst scheuen sie das helle Sonnenlicht, schlafen am Tage, und fliegen nur des Abends und Nachts herum.

Nach 3 Monaten entstehen aus diesen Eyern weißgelbe Würmer (Larven), mit einem pommeranzenfarbigen Kopfe, schwärzlichbraunen After, scheerenförmigen Maule, 6 Füßen und vielen Luftröhren an der Seite.

W. Das wären ja die Engerlinge (Gliemen), deren man viele auspflügt und ausgräbt.

B. Ganz richtig. Diese brauchen vier Jahre, manche, die nicht genug Nahrung finden, auch wohl fünf ehe sie vollkommen ausgewachsen sind, sich verwandeln und Maykäfer werden können.

W. Das wäre ja gar was Wunderbares. Da hätten wir ja auf einmal heraus, warum es nur alle vier Jahre so viele Maykäfer geben könnte.

B. Freylich!

Diese Engerlinge nun thun großen Schaden, wie er leider selbst wissen wird. Sie nagen die Wurzeln der jungen Pflanzen, des Grases und der Kräuter ab, und sind daher gar unangenehme Gäste in den Gärten, auf den Wiesen und Aeckern. Und je größer sie werden, je gefräßiger werden sie. Vor sich selbst kriechen sie nicht leicht aus der Erde hervor, und wenn sie durch Pflügen oder Graben ans Tageslicht gebracht werden, so suchen sie sich geschwind wieder zu verbergen. Und weiß er warum? Weil ihr zarter weicher Körper die rauhe Luft

und die Sonnenstrahlen nicht vertragen kann, und weil immer ihre Feinde, die Vögel, in der Nähe sind, die ihnen aufpassen, und sie gar gerne fressen, als Raben, Dohlen, Stahren, Bachstelzen u. d. gl.

W. Wie doch alles, ob es gleich großen Schaden thut, auch wieder seinen großen Nutzen hat!

B. Da sieht er es ja. Wenn es keine Engerlinge gäbe, so würden viele Stahren und Raben ihre Jungen sterben lassen müssen, weil es ihnen an hinlänglichen Nahrungsmitteln für sie fehlen würde. So aber gehen sie immer hinter den Ackermann her, und finden Speisen im Ueberfluß für sich und ihre Jungen. So ernährt also der Herr die jungen Raben, die ihn anrufen.

Eilftes Gespräch.

Fortsetzung vom Maykäfer.

Wirth. Bote.

W. Wer hätte das denken sollen, daß auch die Engerlinge ihren Nutzen hätten.

B. Da sieht er ja augenscheinlich, daß alles, was Gott gemacht hat, gut ist, und daß wir dieß auch fast immer finden können, wenn wir nur ein wenig nachdenken wollen.

W. Aber

W. Aber nun erzähl er doch weiter, wie geht es denn mit dem Engerlinge in der Erde zu, ehe er ein Maykäfer wird?

V. Da der Wurm, wenn er aus dem Ey kriecht, noch klein ist, und immer größer wird, so wird ihm alle Jahre sein Kleid zu klein und zu enge, und er muß es also ablegen. Er häutet sich daher alle Jahre, streift nämlich seinen Oberrock vom Kopf bis hinten hinaus über sich weg ab, und unter demselben kömmt ein neues Kleid zum Vorschein, das aber sehr zart und fein ist.

Zu dieser Umkleidung macht er sich allemal tief in der Erde eine geräumige, runde und harte Höhle, und frißt unterdessen nicht.

Und weiß er, warum er dazu so große Vorbereitungen nöthig hat?

W. Nun?

V. Damit er Platz gewinne, seine Haut abzustreifen, denn er muß sich dazu sehr anstrengen, und damit er auch die junge Haut nicht gleich beschädige, welches sonst leicht geschehen könnte, wenn er in seiner gewöhnlichen engen Höhle bleiben wollte.

W. Ich glaube bey den Raupen geschieht das nämliche, daß sie ihren alten Balg ablegen und einen neuen bekommen, denn man findet ja oft in einem Raupenneste eine ganze Menge solcher Bälge.

V. Allerdings. Und die Krebse häuten sich auch. Er kennt doch die Butterkrebse?

W. O die sind delikat! unser Müller ißt sie auch

roh mit Stumpf und Stiel, und spricht sie schmeckten vortrefflich.

V. Dieß sind keine andere als solche, die eben ihr altes Kleid abgelegt haben, und denen es noch nicht recht hart wieder geworden ist.

Und die Spinnen thun es auch, deßwegen wird er oft in ihrem Gespinste alte Spinnenbälge gefunden haben, und Spinnen darneben, die ganz weich und matt waren.

W. Ei das ist doch gar artig.

V. Wenn nun der Engerling seine Haut abgelegt hat, und die neue wieder ein Bischen hart geworden ist, so verläßt er seine Höhle wieder, geht seiner Nahrung von neuem nach und beißt die Wurzeln von allerhand Getraide, Gras, Kohl, Salat, Kartoffeln und andern Pflanzen ab.

Dieß thut er aber nur, so lange es die Wärme im Erdboden erlaubt. Denn so bald als Fröste kommen, die den Erdboden hart machen, so gräbt er sich so tief in die Erde ein, daß ihn kein Winterfrost treffen kann, macht sich eine kleine Höhle, krümmt sich zusammen und legt sich so lange schlafen, ohne einige Nahrung zu sich zu nehmen, bis ihn die Frühlingswärme wieder aus seinem tiefen und langen Winterschlaf aufweckt. Alsdann geht er wieder von neuem in die Höhe, und macht es wie vorher.

W. Wie doch alles so ordentlich in der Natur eingerichtet ist. Kein Geschöpf ist vergessen, es mag auch so gering und klein seyn, als es will.

V. Nach

B. Nach der fünften und letzten Häutung hat der Engerling seine höchste Größe erreicht, und ist alsdenn ohngefähr anderthalb Zoll lang.

W. Und nun?

B. Nun ist er zur Verwandlung reif. Er gräbt sich im Herbste, oft auch schon im Junius und Julius, einige Schuhe, zuweilen wohl eine Klafter tief in die Erde, macht sich dort eine bequeme Höhle, legt seine Wurmhaut ab und wird zur Puppe. Diese sieht weder dem Engerling noch dem Maykäfer ähnlich, sondern ist ein Mittelding, eine zusammengekrochene, äußerst todt scheinende Larve, welche die Beine oder andere Gliedmaßen unter den Bauch zusammengezogen hat. Sie ist anfangs weiß, wird hierauf röthlich, gelb und zuletzt braun.

W. Dergleichen Dinger habe ich zuweilen in meinem Garten aufgegraben, und habe nicht gewußt, was es wäre.

B. O sie sind nicht selten, wenn man nur tief genug gräbt.

Diese Gestalt behalten diese Thiere nun bis zum folgenden Januar oder Februar, und wenn sie es spät im Herbst werden, und das Wetter in diesen Monaten all zu streng ist, so bleiben sie Puppen bis zum folgenden Winter.

Aus dieser Puppe kriecht nun der vollkommne Maykäfer heraus.

W. Was doch alles für Präparationen dazu gehören, ehe ein Maykäfer zu Stande kömmt!

B. Und wie doch auch alle die Präparationen nothwendig sind, wenn durch dieselben das bewirkt werden soll, was der liebe Gott durch sie bewirken will. Wenn z. B. durch den Engerling nicht nur die Vögel alle ernährt werden sollen, die ich ihm vorhin genennt habe, sondern auch die Maulwürfe, Schweine, Spitzmäuse und dergleichen Thiere, die ihnen nachgraben, und die Erde durch sie aufgelockert und so durchlöchert werden soll, daß der Regen desto besser und tiefer eindringt. Ja auch den schwarzbraunen Saft, der ihren Hinterleib so dunkel macht, kann man zu einer feinen, schönen, braunen, Malerfarbe nutzen.

Anfangs sind die Käfer ganz weich und weißgelb, und man gräbt sie im Winter oft in dieser Gestalt aus. Nach 8 bis 12 Tagen aber bekommen sie ihre rechte Härte, Stärke und Farbe. So bleiben sie noch drey bis vier Monate in der Erde, und kriechen dann endlich im May gegen Abend aus derselben hervor.

Sie leben ohngefähr vier Wochen, fressen sich von dem Laube der Bäume satt, begatten sich, legen Eyer und sterben.

W. Nur vier Wochen lebten sie?

B. Nicht länger. Denn die man später sieht, sind auch später aus der Erde hervorgekrochen.

W. Aber das muß er doch zugeben und hat es schon zugegeben, daß die Maykäfer schädliche Insekten sind.

B. Das läugne ich auch ganz und gar nicht, aber daß sie im Ganzen mehr Nutzen als Schaden stiften,

glaube

glaube ich auch, ob wir gleich ihren ganzen Nutzen noch nicht hell und klar einsehen.

Wie viel Vögel, z. B. Sperlinge, Hühner u. d. g. ernähren sich nicht von Maykäfern, und wie viel werden ihrer nicht von Eulen und Fledermäusen weggeschnappt?

Und wenn sie auch nun einmal zu stark überhand nehmen, so hat man ja auch Mittelchen ihnen einigermaßen zu steuern.

Man weiß ja, daß sie Vormittags und Mittags an den Blättern ganz still sitzen, weil sie weder Kälte noch Hitze vertragen können, und kann sie alsdann abschütteln, todt treten, oder den Hühnern und Enten zu fressen geben. Doch darf dieses Hausgeflügel ihrer nicht zu viel fressen, weil auch hier, wie in allen Dingen, allzuviel ungesund ist.

Auch kann man sie durch Fackeln vertilgen, deren Dachte mit Schwefel getränkt sind, durch welchen Dampf sie betäubt werden und von den Bäumen herabfallen.

Besser ist es aber, wenn man die Engerlinge zu vertilgen sucht. Hierzu dient in trocknen Jahren das Wiesenwässern.

Auch kann man sie vermindern, wenn man die Aekker mit Mergel überfährt, wodurch dem Maykäfer das Einkriechen und Eyerlegen, und den Engerlingen das Graben erschwert wird.

Durch Düngung mit Salz, Asche, Kalch und dergleichen ätzenden Dingen müssen sie auch umkommen.

Ferner nimmt man Aeste von Hollunderstauden, schneidet sie durch die Mitte entzwey, und taucht das ei

ne in Steinöhl. Mit diesen Enden steckt man sie reihenweise in die Aecker.

W. Da, sehe ich wohl, ist ja für alles gesorgt.

B. Allerdings! Wenn der Mensch nur aufmerksam seyn und nachdenken will, so kann er von dem, was ihn umgiebt, fast immer seinen Nutzen ziehen, oder wenigstens doch den Schaden, den ihm manche Dinge verursachen, abwenden.

W. Der Mensch ist also noch immer Herr über die Erde, wie ich sehe, wenn er es nur seyn will.

B. Das versteht sich.

Zwölftes Gespräch.

Von den Erdflöhen *) und deren Vertilgung.

(Im May).

Wirth. Bote.

W. Es ist gut, daß er kömmt, Herr Gevatter, vielleicht weiß er ein Mittel, um meine weiße Rüben und Flachs vor den Erdflöhen zu retten. Diese schädliche Käferchen haben dieses Jahr hier so überhand genommen, daß sie fast alle Kohl und Krautspflanzen abgefressen haben, und jetzt machen sie sich auch über den Flachs und die weißen Rüben her. Wir haben hier alles mögliche versucht, um diese schlimmen Gäste loszuwerden, aber es will nichts anschlagen.

B. Nun

*) Chrysomela oleracea. Lin.

B. Nun was habt ihr denn vor Gegenmittel gebraucht?

W. Einige Leute haben den Kohl- und Krautsaamen, auch den Lein- und Rübesaamen etliche Tage in Mistlacke oder in Wasser, worein Knoblauch geschnitten war, eingeweicht, ehe sie ihn aussäeten.

B. Das Mittel ist freylich nicht weit her. Denn wenn auch die Erdflöhe den Mistlacken und Knoblauchsgeruch nicht vertragen können, wie lange wird denn wohl dieser Geruch in den aufgegangenen Pflänzchen bleiben? Ich glaube nicht über 3 bis 6 Tage. Allein nach meinen Erfahrungen lassen sie sich auch nicht einmal durch den Geruch des Knoblauchs abhalten; denn sie sitzen dick voll auf den Kohl- und Krautspflanzen, die man um sie abzuhalten, mit Knoblauch umgeben hat. Das ist freylich wahr, daß dergleichen eingequellter Saame bey guter Witterung stark wächst, und die aufgegangenen Pflanzen nicht so viel von den Erdflöhen zu leiden haben; allein deßwegen verlassen sie ein solches Beet oder Feld nicht, sondern sie können uns nur weniger schaden, da sie nicht so viel abfressen können, als zuwächst.

W. Andere riethen, man sollte den Saamen in Ruß einweichen oder eine Lauge von Asche oder besser Tobacksasche machen, darunter etwas Schwefel mischen und die zarten Pflanzen damit begießen, oder Wermuthwasser, Weinessig oder Baumöhl nehmen und die Pflanzen von Zeit zu Zeit damit besprengen.

B. Gegen diese Mittel habe ich nichts, allein wie will man sie im großen anwenden können? Für einzelne

Beete ließ sich wohl so viel Lauge machen, als man zu Einweichung des Saamens, oder Besprengung der Pflanzen brauchte, allein für Rüben- oder Flachsäcker ist die Sache unmöglich anwendbar, da müßte ja die Lauge in Fässern beygeführt werden, wenn man nur einen halben Acker begießen oder auch nur ansprengen wollte. Und wie vielmal wäre dieß nöthig, da ein starker Thau oder mäßiger Regen so gleich alles wieder wegspült. Und wenn man vollends Tobacksasche, Weyhrauch, Schwefel, Weinessig, oder gar Baumöhl nehmen wollte, wie theuer sollten einen so einige Aecker Kraut, Flachs oder Rüben nicht zu stehen kommen?

W. Andere, die die Unmöglichkeit dieses Mittels einsahen, riethen daß man die Lein- Kohl- oder Rübensaat mit trockner Asche, Schwefel, Ruß, Kohlenstaub, Hühner- Tauben- oder klarem Pferdemist bestreuen und dieß, so oft ein Regen gefallen, aufs neue wiederholen solle.

B. Diese sind meiner Einsicht nach der Sache am nächsten gekommen.

W. Das glaub ich auch; allein wer hat so viel von den angezeigten Dingen, daß er sein ganzes Flachs- oder Rübenfeld nicht nur ein- sondern mehrmalen mit Asche, Tauben- und Hühnermist, Gerberlohe, und dergleichen bestreuen kann.

B. Und wer dergleichen Dinge, die der beste Dünger sind, in Menge gesammelt hat, wird auch lieber damit seine Wiesen, Gärten und Felder ordentlich düngen, als seine schon gedüngten Rüben- Kraut- und

Leinäcker, mit dieser kostbaren Düngung zu wiederholtenmalen bestreuen.

W. Einige haben sich auch dadurch zu helfen gesucht, daß sie alles noch einmal so dick säeten, um die Hälfte davon den Erdflöhen Preiß geben zu können. Allein diesen gieng es, wie jenem Pachter, der das Korn und den Waizen deßwegen dicker säen ließ, damit die Feldmäuse im Winter hinlängliche Nahrung hätten und ihm alsdann seinen gehörigen Theil übrig ließen; diese machten es aber nicht so accurat, wie ers haben wollte, sondern fraßen ihm manche Flecken ganz leer, und manche ließen sie unberührt.

B. Ich habe auch neuerlich in einem ökonomischen Buche gelesen, daß man unter den Lein, Rüben, und unter die Rüben Erbsen säen, die Erbsen aber vorhero einquellen solle, damit sie früher als die Rüben aufgiengen; die Erdflöhe würden sich alsdann an die früher aufgehenden Rüben und Erbsen machen, und dort den Lein und hier die Rüben unberührt lassen.

Allein diesem Mittel traue ich ebenfalls nicht viel zu. Denn wer will denn die Erdflöhe zwingen, daß sie statt der jungen Rüben die jungen Erbsen, die ihnen nicht so gut schmecken, und statt des Flachs junge Rüben fressen sollen; — wenigstens werden sie sich von letztern das eine so gut schmecken lassen, wie das andere, und also nur das stehen lassen was ihnen nicht schmeckt oder was sie nicht aufzehren können.

W. Von meinen Beeten und Kohlpflanzen habe ich sie doch auf eine ähnliche Art abgehalten.

B. Und wie?

W. Ich besäete meine Pflanzenbeete rund um mit Gartenkresse, deren Geschmack sie allen andern Pflanzen vorziehen, an diese machten sie sich nun in großer Menge, und ließen mir meine Kohlpflanzen stehen. Freilich kamen auch welche zu diesen, allein diese trieb ich dadurch zu ihrem bestimmten Futter, daß ich sie in den heißen Mittagsstunden zuweilen begoß oder, wenn es geregnet hatte, mit Asche bestreute. Beydes ist den Erdflöhen höchst zuwider, und ich habe dadurch meine Pflanzen erhalten, da sie andern Leuten mit Stumpf und Stiel abgefressen wurden.

B. Das läßt sich hören. Nässe und Asche sind auch die Hauptmittel, wodurch diese Thiere vertrieben werden können. Der Nässe und Kälte bedient sich die Natur selbst, um sie zu vertilgen; denn wenn es anhaltende und kalte Regen giebt, so findet man sie alle auf der Erde tod liegen, und spürt nach der Zeit bey dem schönsten Wetter nur wenige oder gar keine wieder. So empfindlich aber diesen Insekten das Wasser ist, so empfindlich ist ihnen auch der Staub; denn die Asche, die dasselbe und noch besser thut, ist auf Aeckern zu kostbar. Wenn man daher nach dem Regen über die zarten Rüben, Lein, und Krautpflanzen trockenen feinen Staub aus einem Säetuche säet, so wird man finden, daß man wenigstens die Erdflöhe auf einen bis zwey Tage davon abhält, und wenn man damit fortfährt, sie gar tödtet, oder doch wenigstens wegtreibt.

W. Das wäre ja ein leichtes Mittelchen.

B. Aller-

B. Allerdings. Und weiß er, wie ich darauf gekommen bin?

W. Nun wie denn?

B. Ich säete vor zwey Jahren Lein und Rüben an die Landstraße, welche täglich befahren und mit dem Vieh betrieben wird, und zwar nach Morgen zu. Da nun die Luft und der Wind mehrentheils vom Abend kömmt, so führte derselbe allen aufgeregten Staub eine Strecke weit auf die aufgegangenen Flachs- und Rübenpflanzen, und da sahe ich denn augenscheinlich, daß, so weit der Staub geflogen war, wenig oder gar keine Erdflöhe aufkamen.

W. Das laß ich gelten.

B. Ich halte daher seit der Zeit dieß für das beste Mittel zur Vertilgung der Erdflöhe, daß man auf Lein- und Rübenlande, so bald die zarten Pflanzen aufzugehen anfangen, und man diese Insekten bemerkt, alle Morgen, wenn der Thau gefallen ist, oder wenn es Vormittags regnen sollte, auch Nachmittags trockenen Staub, den man aus den Wegen und Straßen nimmt, oder beym Regenwetter im Hause in Vorrath haben muß, ziemlich dicke ausstreuet. Diese Arbeit hat man höchstens acht Tage nöthig; denn binnen dieser Zeit werden die Pflanzen so stark, daß die Erdflöhe den Herzblättern nicht so leicht mehr schädlich werden können. Trockne Asche thut freylich, wie gesagt, noch bessere Dienste; allein sie ist zu kostbar, als daß man sie acht Tage hintereinander täglich aussäen könnte. Bey diesem Mittel büßt der Landmann nichts ein, als alle Tage eine Stun-

de

de Zeit, wo er zwey bis drey Aecker mit Staube bestreuen kann, gewinnt aber dabey sehr viel. Denn der Schade ist zuweilen unbeschreiblich groß, den diese Insekten vom April an bis zum September in Gärten und auf dem Felde anrichten.

Dreyzehntes Gespräch.

Von Sternschnuppen.

(Im Junius).

Wirth. Bote. Nachbar Michel.

W. In solchem Wetter reist sichs gut, Herr Gevatter, nicht wahr?

B. O ja wohl! Wir haben heute recht schönes Wetter. Aber der gestrige Tag war doch noch weit schöner; das war ein wahrer Sommertag.

W. Und auch der gestrige Abend war gar herrlich. Mein ganzes Herz hat sich gelabt. Ich setzte mich in mein Gärtchen auf die Rasenbank; horchte den Drosseln, Ziemern und Rothkehlchen zu, wie sie sich auch über den schönen Abend freuten, dem Schöpfer dafür dankten, und so laut sangen, daß es durch die ganze Gegend schallte; ich betrachtete den schönen blauen Himmel, und die schönen funkelnden Sterne, und war so recht in meinem Schöpfer vergnügt.

M. Die Lust wird aber nicht lange dauern, Herr

Wirth, und diesen Abend kann er vielleicht schon ein Bischen betröpfelt werden, wenn er sich wieder in seinen Garten setzet. Hat er nicht gesehen, wie sich die Sterne schnuppten? Es fiel ja Schnuppe auf Schnuppe herab. Es war ja wahrhaftig, wie wenn sich der ganze Himmel einmal reinigen wollte; und da sagte mein Großvater seeliger, binnen 24 Stunden hätten wir anderes Wetter.

W. Unser Nachbar Michel kann doch noch immer nicht von den alten Fratzen loskommen. Glaubt er denn wirklich, daß die Sterne so geputzt werden, wie unsere Lichter?

M. Das wird er mir doch nicht etwa auch ableugnen wollen, was alle Leute mit ihren zwey Augen sehen. Zuletzt soll man bey ihm noch blind werden, und gar nicht mehr sehen.

B. Bey Leib und Leben nicht, Michel! das will der Herr Gevatter nicht, daß er nicht sehen soll, sondern daß er nur recht sehen soll.

W. Nun was hat er denn eigentlich gesehen?

M. Das sich gestern Abend fast alle Sterne putzten. Man sah ja die Schnuppen deutlich genug vom Himmel herabfallen.

B. Ja wenn er freylich die Schnuppen selbst gesehen hat, so ist es eine andere Sache. Ich für meine Person sehe aber, wenn sich die Sterne schnuppen, wie man spricht, weiter nichts, und sahe auch gestern Abend weiter nichts, als kleine Flämmchen Feuer, die eine kleine Strecke in der Luft wegfliegen und alsdenn verschwinden

den, und dieß halte ich denn, meiner einfältigen Meynung nach, für eine Portion schweflichter oder anderer brennbarer Dünste, die sich in der Luft entzünden, so wie der Blitz. Den Blitz hält er doch nicht etwa für eine Sonnenschnuppe? he!

M. Ich sehe wohl, er will mich ein Bischen aufziehen; aber ich muß ihm doch sagen, daß es mit dem Blitz eine ganz andere Bewandniß hat, denn da donnert es; aber wenn sich die Sterne schnuppen, da hört man nichts.

B. Aber wofür hält er denn eigentlich die Sterne?

M. Was das für eine curiöse Frage ist? — Für Lichter! Und die Lichter muß man doch wohl putzen, wenn sie brennen sollen?

B. Da hat er nun Recht, Michel, wenn die Sterne gezogene Lichter oder Oellämpchen wären, so könnte es ihm keine Christenseele ableugnen, daß sie nicht geputzt werden müßten. Aber ich halte die Sterne für große Weltkörper, wie unsere Sonne und unsere Erde, die uns nur in der erstaunend weiten Entfernung so klein, wie Lichter scheinen, und da denke ich, wenn man eine Sonne oder eine Erde putzen wollte, das sollte eine hübsche Schnuppe geben.

M. Hör' er, Herr Bote, er redet heute wirklich curios! Finden denn die Leute nicht etwa solcher Sternschnuppen genug, manchmal zu hunderten und noch mehr, die so wie dunkelgrüne Gallerte im Wege und auf dem Rasen liegen? he!

B. Haha! Da will er hinaus, Michel; aber da

muß

muß ich ihm nur sagen, daß er weiter linker Hand kömmt. Das sind ganz andere Dinge, als seine Sternschnuppen. Es ist mir aber lieb, daß er mich gerade auf das Kapitel gebracht hat. Da gebt einmal Achtung, ihr Leute, von den Sternschnuppen will ich euch Wunderdinge erzählen.

Voriges Frühjahr reiste ich einmal mit unserm Herrn Amtmann, der ein grundgelehrter Mann ist, von der Ruhl aus über den Thüringer Wald. Es hatte eben einen sehr warmen fruchtbaren Regen gethan. Da ich nun die Augen, wenn ich auf dem Felde und besonders im Walde bin, immer allenthalben habe, so sahe ich auch eine große Menge der sogenannten Sternschnuppen im Wege liegen. Was in aller Welt muß das seyn, Herr Amtmann, daß ich da so häufig finde? Weiß er das noch nicht, sagte er: Ein Gewächs ist es. Ein Gewächs, sagte ich! Es ist ja eine halbdurchsichtige zähe Gallerte. Ja, ja, antwortete er, nicht anders, es ist ein Gewächs. Man hat sich viele hundert Jahre gar nicht in den Sinn kommen laßen, daß dieß eine Pflanze seyn könnte; allein endlich hat es doch ein Gelehrter entdeckt. Die meisten Leute, und noch jetzt sehr viele, leiteten sonst seinen Ursprung vom Himmel her, und daher bekam es denn den Namen Sternschnuppe, Himmelsblume und Himmelsblatt, und da man glaubte, daß es vom Himmel käme, so wollten gar die einfältigen Goldmacher das Bley und alle Metalle mit diesem Zeug in Gold verwandeln.

M. Ha, ha, ha! Das mag mir ein vortrefliches

Gold

Gold geben; das braucht man nicht erst zu schmelzen, es ist schon geschmolzen.

V. Jetzo weiß man aber, fuhr der Herr Amtmann fort, daß es nichts anders ist, als ein Blatt, welches das Wasser häufig an sich zieht. Deswegen findet man dasselbe auch nicht eher, als bis es geregnet hat; alsdenn trift man es gar häufig auf Heiden, Wiesen, auf dürrer Erde, und in sandigen Wegen an. Das Blatt ist in seinem natürlichen Zustande, so lange es mit Wasser angefüllt ist; aber ein starker Wind, und die Sonne entzieht ihm sein Wasser in wenigen Stunden wieder. Alsdann schrumpft es zusammen, wird ganz klein, undurchsichtig, und verliert seine Farbe. In diesem Zustande sollte man es kaum für dasjenige halten, was es zuvor war; ja man kann es kaum finden. Und dieß ist eben die Ursache, daß es so geschwinde und plötzlich da ist, und zwar an den Orten, wo man vorher nichts von der Art gesehen hatte. Ein neuer Regen, der drauf fällt, bringt es, nachdem es wieder verdorret und unsichtbar geworden war, von neuem zum Vorschein. So wechselt es denn ein ganzes Jahr ab, verdorret bald, und schwillt auch, wenn es regnet, wieder an; und wenn es sich voll Wasser gesogen hat, wird es auch allemal etwas größer, und das ist eben die Zeit, wenn diese Pflanze wächst.

W. Ey das ist doch auch ganz was Wunderbares! Was es doch für sonderbare Geschöpfe auf Gottes Erdboden giebt! Was muß das nicht für ein mächtiger

Schöpfer

Schöpfer seyn, der so vielerley und so wundervolle Dinge hervorgebracht hat.

M. (schüttelt) Das Ding schwatz er einem andern vor, mir wills nicht in Kopf. Eine Pflanze muß ja Blätter haben?

W. Mit den Blättern hats nun gute Wege, Nachbar Michel. Die Spitzmorgeln, die man jetzt sucht, und alle Schwämme sind ja auch Pflanzen und haben auch keine Blätter.

B. Unter diese Art Pflanzen gehört diese Gallerte auch, wie der Herr Amtmann sagte. Aber sie wächst nur viel schneller, als ein Schwamm. Sie entsteht so zu sagen in einem Augenblicke. Der Herr Amtmann versicherte mir, daß er oft in seinem Garten bey hellem Wetter spatzieren gegangen sey und nichts davon bemerkt habe; wäre aber ein kleiner Regen eingefallen, und er sey eine halbe Stunde darauf wieder in den nämlichen Gang gekommen, so habe er allenthalben solche Gallerte angetroffen, und die wäre so lange geblieben, so lange das feuchte Wetter angehalten hätte; wäre aber kurz darauf ein trockner Wind und warmer Sonnenschein gekommen, so wäre sie auch gleich verdorret und verschwunden.

M. Das Ding ist mir ein Bischen gar zu curiös, und ich glaubs nicht.

W. Mir kömmts aber sehr wahrscheinlich vor, und ich glaubs. Weiß er was, Nachbar Michel, wie wir hinter die Wahrheit kommen wollen: wir wollen solche Gal-

lerte sammlen, und zu sehen, ob alles zutrifft, wie es der Herr Gevatter erzählt hat.

B. Das ist auch das gescheuteste. Und diese Probe kann gar bald gemacht werden; denn ich habe diese Gallerte zu allen Jahrszeiten, auch sogar im Winter angetroffen; niemals aber sieht man sie häufiger als im Sommer nach vielen Regen.

M. Nun wir wollen einmal zu sehen, ob er wahr geredt hat.

Vierzehntes Gespräch.

Vom Nordlicht und Blutregen.

(Im Junius.)

Christoph, ein abergläubischer Mann aus einem benachbarten Dorfe. Wirth. Bote.

Chr. Glaubt er denn noch, Herr Wirth, daß wir in diesem Kriege gewinnen werden?

W. Und warum nicht, er hat ja jetzt ganz das Ansehen so.

Chr. Ich nicht. Die ganze Natur prophezeiht ja Unglück. Es kann mit der Sache kein gutes Ende nehmen. Diesen Winter hatten wir solche erschreckliche blutige Zeichen am Himmel, daß mir noch schaudert, wenn ich dran denke, als die Feuerstrahlen, wie

die

die Schwerdter, mit einander fochten; ich habe vor kurzem Blut regnen sehen, und ein Blutzeichen sahe ich noch heute, da ich hierher gieng, in unserm Teiche. Das sind doch alles Dinge, die der liebe Gott, als Zeichen seines Zorns und seiner Strafe gemacht hat, und klüger, als der, wollen wir doch nicht seyn.

W. Das bey Leib und Leben nicht.

B. Und auch darin hat er Recht, daß diese Dinge der liebe Gott gemacht hat, aber wahrhaftig nicht als Zeichen seines Zorns und seiner Strafe, oder als Zeichen die einen unglücklichen Franzosenkrieg vorbedeuten sollen. Was meynt er denn wohl, Herr Gevatter, was die blutigen Zeichen diesen Winter am Himmel gewesen wären?

W. Nordlichter, die man alle Jahre vom September bis zum April, und auch zuweilen im Frühling und Sommer sieht, nur daß sie alsdann nicht so stark glänzen.

B. Ganz recht! und die man sieht, es mag Krieg oder Friede seyn.

Chr. Aber sie müssen doch etwas zu bedeuten haben.

B. Das wohl, aber nicht, was er will; weiter nichts, als daß eine große Menge feiner, feuriger Dünste sich zuweilen in der höchsten Luft gegen Mitternacht zu sammelt, bey einer heitern stillen Nacht, und wenn der Mond nicht zu helle scheint, sich auf ähnliche Weise, wie der Blitz entzündet, und uns einen so herrlichen Anblick gewähret.

Chr. Es mag ein herrlicher Anblick seyn, wenn der

der ganze Himmel brennt, und die Feuerstrahlen, wie Schwerdter, in die Kreutz und Queer, mit einander fechten.

B. O ja für den, der über die großen Werke Gottes nachdenken, seine Macht, Weisheit und Güte bewundern gelernt hat, ist es ein herrlicher Anblick, den blauen Himmel so feuerfarben übermahlt zu sehen. Er freuet sich doch über die Morgen- und Abendröthe, nicht wahr?

Chr. Ei warum das nicht! Diese Zeichen bedeuten aber auch fast immer was gutes, entweder einen guten Regen, oder guten Sonnenschein und Luft.

B. Ei warum will er sich denn nicht über das Nordlicht freuen, das doch eben so schön ist, und das eben der gute Gott gemacht hat. Und wer weiß, wie viel gutes diese Erscheinung in der Natur bewirkt, das wir kurzsichtige Menschen nur nicht alle kennen. Ja und wenn sie weiter nichts bewirkte, als daß sie den nördlichen Erdenbewohnern, die im Winter etliche Monate das Sonnenlicht entbehren müssen, diesen schönen Anblick aber fast alle Nacht haben, ihre Gegenden hell machte, so würde dieß schon gutes und Wohlthat genug seyn.

W. Das läßt sich hören.

Chr. Aber was soll denn in aller Welt nur das Fechten seyn?

B. Nichts anders als eine zitternde und schwankende Bewegung, die sich in dieser Materie zeigt, und die abwechselnde, schnelle und langsame Entzündung, wodurch zuweilen ein langer Strahl, bald entsteht, bald wieder verschwindet, wie man es bey jedem Flammenfeuer sieht.

Chr.

Chr. Nun mit dem Nordlicht mag es ja wohl ganz natürlich zu gehen, aber daß es Blut regnet, das ist doch ein Wunder, und kann nichts anders, als Krieg und Blutvergießen bedeuten. Vor etlichen Wochen gieng ich nach einem kleinem Platzregen, durch unsern Wald, da fand ich ganze Bäume, die über und über voll Blut waren, wo es strohmweise an den Stämmen herunter geflossen war, und allenthalben traf ich blutrothe Pfützen an. Mir standen die Haare zu Berge, wie ich dieß sah, denn unsere Großväter sagten, wenns Blut regnet, da ist die Ruthe gebunden, die Strafe ist vor der Thür, da hat Gottes Barmherzigkeit und Langmuth ein Ende. Und wir lasen ja auch bald darauf in den Zeitungen, was erfolgte, von der Zeit an guillotiniren die Franzosen den Gefangenen die Köpfe ab wie wenns Mohnköpfe wären, fallen wieder in die deutschen Länder ein, und stehlen, sengen und brennen, wo sie hinkommen. Das Gott erbarm! wenn sie nur nicht auch noch zu uns kommen.

W. Vor dem letztern können wir wohl ruhig schlafen. Denn dieser Marsch wäre wohl ein Bischen zu weit für sie, und ehe sie zu uns kämen, so möchte es ihnen gehen, wie den Finken auf ihren Zügen im Frühjahr, daß hier Vogelsteller stünden, die Leimruthen und Lockbüsche aufgestellt hätten, und dort andere, so daß nur wenige durchkämen, die nicht gefangen würden, oder wie im Herbst den Lerchen, wenn sie streichen.

B. Und was den Blutregen anlangt, so ist meiner unmaßgeblichen Meynung nach nicht alles Blut, was roth ist. Sag er mir nur, wie das Blut in die Wol-

ken kommen sollte? oder was es denn eigentlich für Blut ist, das als Regen herabfällt? Menschenblut, oder Blut von Ochsen, Kühen, Schafen, Ziegen u. d. g.?

Chr. Blut, das der liebe Gott gemacht hat, der kann doch wohl alles?

B. Das ist wohl wahr, der kann alles, denn er ist allmächtig; aber er ist auch allweise. Darin wird aber doch gewiß kein vernünftiger Mensch Weisheit finden, wenn er durch einen Blutregen Krieg und Blutvergießen ankündigen wollte, das schon da wäre, und auch Blut regnen ließ, wenn kein Krieg erfolgte. Denn ich muß ihm nur sagen, daß es eben so fast alle Jahre Blut regnet, wie es alle Jahre Nordlichter giebt!

Chr. Das wüßte ich doch nicht.

B. Ich weiß es aber. Ihr Leute seht nur nicht eher den Blutregen, als bis ihr schon etwas im Kopfe habt, worauf ihr ihn deuten könnt. Und weiß er denn was der Blutregen eigentlich ist?

Chr. Nun?

B. Kein Blutregen. Es ist weiter nichts, als der rothe Blumenstaub, der aus den Blüten durch den Regen abgeschwemmt wird, und dem Wasser eine rothe Farbe giebt. Wenn der Blumenstaub gelb ist, und es regnet, so giebt es den Schwefelregen, von welchem ich ihm, Herr Gevatter, schon voriges Jahr etwas erzählt habe, und wenn es roth ist, so giebt es den Blutregen. Hat er denn Bienen?

Chr. O ja, vorige Woche habe ich zwey junge Schwärme bekommen.

B. Nun

B. Nun da muß er ja gesehen haben, daß manche Bienen gelbe Höschen eintragen und manche rothe.

Chr. Immer.

B. Die gelben sind gelber Blumenstaub, und die rothen rother. Wenn es nun stark regnet, so schwemmt der Regen den rothen Staub ab, das Wasser wird roth gefärbt, und das giebt dann den Blutregen. Hat er denn schon wirklich einen rothen Regenguß aus der Luft fallen sehen?

Chr. Das wohl nicht, aber ganze Bäume habe ich doch mit rothem Wasser überzogen gesehen.

B. Und was waren denn das für Bäume? Nicht wahr Espen?

Chr. Richtig! die waren es auch.

B. Nun sieht er, diese Bäume haben eben rothen Blütenstaub, und wenn er sie genau untersucht hätte, so würde er gefunden haben, daß die rothe Farbe nichts anders sey, als solcher Staub, der an dem Stamme sitzen geblieben ist.

Chr. Das wäre doch sonderbar.

B. Und so giebt es noch viele Bäume, Sträucher, Kräuter und Gräser, die rothen Staub in ihren Blüten haben. Die Aepfelbäume z. B., und das schmalblättrige Rispengras. Ja zuweilen ist dieser Blutregen auch bloß nur ein Reinigungssaft, den die jungen Schmetterlinge von sich geben, wenn sie aus den Puppen gekrochen sind.

W. Und so wie es mit den Blutregen ist, so wird es ja wohl auch mit den Blutzeichen seyn.

B. Um kein Haar anders.

Chr. Nun das laß ich mir nicht ausstreiten, daß es keine Blutzeichen gäbe, die allerhand Unglück bedeuteten. Jetzt eben auf dem Weg hierher gieng ich vor einem Teich vorbey, wo an manchen Stellen sich das Wasser in klares, helles Blut verwandelt hatte.

B. Woran hat denn gesehen, daß es Blut war?

Chr. Daran, daß diese Stellen im Teiche roth, und die andern weiß, wie anderes Wasser waren.

B. Wenn er sonst keinen Beweiß hat, so muß ja wohl hier meines Pathens Christian rothe Dinte auch Blut seyn. Ich will ihm nur kurz und gut sagen, daß er sich auch darinne irrt, und wenn er wieder nach Hause geht, so untersuche er einmal die Sache ein Bischen genauer. Es sind entweder rothe Wasserflöhe, die es jetzt im Junius, und bis Bartholomäi in großer Menge giebt, und die man fast in allen Pferdeschwemmen und stehenden Wassern antrifft, oder rothe Schlammwürmer, oder es sind Wasserkräuter, die dem Wasser an manchen Stellen diese rothe Farbe geben.

Chr. Das wäre ich doch curios zu untersuchen.

Funfzehntes Gespräch.

Vom Froschregen.

(Im Julius.)

Bote. Christoph. Wirth.

B. Nun, willkommen, Christoph! ist er denn auch einmal hier?

C. Wie er sieht; und ich bin vorzüglich seinethalben so lange geblieben. Ich muß ihm nur sagen, daß es mit dem Blutregen und Blutzeichen, wie er mir vor etlichen Wochen sagte, seine Richtigkeit hat. Auf dem Rückwege gieng ich zu dem Teiche, wo ich das Blutzeichen gesehen hatte, und fand, daß es wirklich lauter kleine, schöne, rothe Würmchen waren, die sich an manchen Stellen in großer Menge zusammen gezogen hatten, und das Wasser, wenn die Sonne drauf schien, blutroth machten. Aber jetzt habe ich wieder etwas anders auf dem Herzen, worüber ich seine Meynung gern hören möchte. Es betrifft den Froschregen. Ich gieng vorige Woche nach einem warmem Regen auf meine Aekker, um zu sehen, wie sich die neu gesteckten Krautspflanzen befänden, da war der ganze Weg und das ganze Ried von lauter kleinen Fröschen wie besäet. Meine Nachbarin Liese ging mit mir, die sagte, daß es immer nichts gutes bedeute, wenn es Frösche regne, und daß sie ein-

mal viel Unheil in Gärten und Feldern anrichten würden. Ich konnte ihr nichts drauf antworten, da ich nicht weiß, wie es kömmt, daß manchmal plötzlich so eine große Menge Frösche zum Vorschein kommt; aber da es mit dem Blutregen so natürlich zu geht, so glaube ich auch, daß es mit dem Froschregen nicht übernatürlich zu gehen müsse.

W. Ich habe die Sache auch oft mit Verwunderung betrachtet; aber er hat Recht, sie geht ganz natürlich zu. Die Sonne zieht mit den Dünsten das Froschlaich, worinne die Eyerchen, aus welchen die Frösche entstehen, sitzen, in die Luft, oder wie neulich der Herr Schulmeister sagte, der Wirbelwind treibt es in die Höhe, die Eyerchen fallen mit dem Regen herunter, werden, wenn es ein warmer Regen ist, ausgebrütet, und hüpfen dann herum.

B. Da irrt er sich wohl, Herr Gevatter! So geschwind werden aus dem Froschlaich keine Frösche. Der Frosch muß erst etliche Verwandlungen ausstehen, wie die Insekten, ehe er ein wahrer Frosch wird. Kennt er denn die Krötenkugeln*) nicht?

W. Warum nicht, man trifft sie ja fast in allen Sümpfen und stehenden Wassern an.

B. Aus diesen Thierchen, die wie die kleinen Fische aussehen, entstehen die Frösche. Wenn er nämlich das frische Froschlaich ein Bischen genau betrachten will, so wird er in demselben kleine, schwarz und gelbgefleckte Eyerchen, zu hunderten gewahr werden. Diese werden den

*) Kaulpatten, Froschkeulen.

den dritten Tag schon länglicht, und nach 14 Tagen schlüpft ein schwarzes Fischchen heraus. Nach etlichen Wochen wird der Schwanz länger, und der Leib runder und dicker. In 10 bis 13 Wochen zeigen sich an dem dicken Bauche die Hinterfüße, und kurz drauf brechen auch vorne die Vorderfüße hervor. Alsdenn fängt der Leib wieder an schmäler zu werden, endlich fällt der Schwanz ab, und das kleine, junge Fröschchen fängt an in seiner neuen Gestalt aus dem Sumpf heraus zu steigen, und auf dem Lande herum zu hüpfen.

C. Das ist doch eine curiose Geschichte. Ich habe geglaubt, das Froschlaich wäre zu weiter nichts da, als daß die Barbiere Froschlaichpflaster daraus verfertigen sollten.

B. O bey Leib und Leben nicht; daß ist nur ein kleiner Nebennutzen. Krötenkugeln sollen eigentlich daraus werden, und aus diesem Frösche. Nun kann aber die Sonne das Froschlaich nicht, wie die Dünste, in die Höhe ziehen, denn darzu ist es viel zu schwer, und der Wirbelwind kann auch die Gräben und Dümpfel nicht so ausschöpfen, wie ein Fischer, und es mit sich in der Luft herumführen. Und wenn auch dieß wäre; so habe ich ihm ja eben erzählt, daß aus dem Eyerchen nicht sogleich Frösche entstehen können, sondern daß die erst lange Zeit im Wasser als Krötenkugeln leben müssen. Ja wenn einmal auf einer See oder großem Fluße, wo viele Frösche wären, eine Wasserhose, welches ein großer Wassersack ist, den der Wind in die Höhe hebt, entstünde, und führte diese Thiere mit sich fort aufs Land, so ließ ich

mirs

mirs gefallen, aber in unserer Gegend sehen wir gewöhnlich keine andere Hosen, als die wir anziehen.

C. Da hat er Recht! Wenigstens in unserm Dorfe habe ich noch nie von andern Hosen gehört. Und an dem Tage, wo ich die vielen Fröschchen sahe, war auch an keinen Wirbelwind zu denken, denn es wehte nicht das gelindeste Lüftchen, und der warme Regen fiel so krause und grade herunter, wie wenn lauter Zwirnfädchen aus den Wolken herunter auf die Erde hiengen.

B. Da sieht er ja, daß der sogenannte Froschregen eine ganz andere Ursache haben muß.

W. Aber was denn für eine?

B. O diese ist ja leicht zu entdecken, wenn man nur bey dergleichen Naturerscheinungen die Augen ein wenig aufthun will. Allemal wird man in der Nähe, wo ein solcher Froschregen gefallen seyn soll, einen Sumpf oder Teich finden. Wenn nun ein starker Regen fällt, so laufen alle Zugänge zu denselbem vom Wasser an. Da nun das Regenwasser immer wärmer als das Teich- und Sumpfwasser ist, so gehen die Frösche dieser Wärme nach, gehen mit dem Regenwasser fort, und man findet sie alsdann allenthalben, wo sich das Wasser hin ergossen hat.

C. Das Ding läßt sich hören.

B. Oder wenn nur so ein warmer Rieselregen fällt, wie sein Zwirnfadenregen, so hüpfen besonders die kleinen braunen Heckenfrösche aus ihren schattigen und kühlen Orten hervor, suchen Mücken, Fliegen, und andere Insekten, die sich beym Regen ans Gras geflüchtet haben,

ben, auf, und fressen sie: und das ist denn abermals ein Froschregen.

C. Das glaub ich auch. Aber die braunen Heckenfrösche, das sind eben diejenigen, von welchen Frau Liese sagte, daß sie so viel Unheil in Gärten und Feldern anrichteten, die jungen Pflanzen mit Stumpf und Stiel abfräßen u. d. g.

B. Da sag er Frau Liesen, daß sie den guten Heckenfröschen sehr Unrecht thäte, denn sie rühren auch nie ein einziges Blättchen an. Ich weiß es sehr wohl, daß man aus eben dieser Ursache auch die armen Frösche tödtet. Allein so geht es, wenn die Menschen nicht gewöhnt werden auf die Werke Gottes aufmerksam zu seyn, so morden sie unter seinen Geschöpfen, so wild herum, wie ehemals die Türken unter den Christen. So sahe ich sogar vor einigen Wochen, wie ich über den Thüringerwald gieng, bey einer öffentlichen Feyerlichkeit, wo sich jedermann freuete, die Schulknaben ihre Freude dadurch vergrößern, daß sie eine ganze Menge Frösche fiengen, ihnen die Hinterfüße zusammen banden, auf eine hölzerne Gabel hoch über ein Feuer hiengen, und so langsam brateten, und ihr größtes Vergnügen drüber bezeigten, wenn diese unschuldigen Thiere in der Todesangst krampfhafte Zuckungen bekamen, die Vorderfüße falteten (welches die bösen Jungen beten hießen) und so jämmerlich starben. Es war ein Anblick, der jedem Anwesenden, der nur noch ein Bischen seines Gefühl hatte, alle Freuden verbittern mußte. Anstatt sie zu tödten, sollte man sie vielmehr hegen, und jeder Gärtner und

Gar-

Gartenliebhaber sollte froh seyn, wenn sie sich in seinem Garten einfänden; denn ihre vorzüglichste Nahrung sind Schnecken. Sie fressen nicht allein die nackten Nachtschnecken, sondern auch die Schnecken mit den bunten Häuschen, die so großen Schaden an den Bäumen und Pflanzen thun. Man findet in einem Frosche oft mehrere solcher Häuschen, die er ganz verschluckt hat, und die sein Magen sehr gut verdauen kann.

C. Aber die Fischer klagen ja gar sehr über die Frösche, daß sie der Karpfenbrut so sehr nachstellten.

V. Auch dieß ist ungegründet. Denn man hat sehr genau drauf Achtung gegeben, und niemals gefunden, daß ein Frosch auch nur ein einzigesmal den Laich verschluckt hätte. Der Irrthum entsteht vielmehr daher, daß man zuweilen Frösche, die sich in Karpfenteichen vorzüglich deßwegen in großer Menge aufhalten, weil sie da vor ihren Raubthieren, z. B. den Hechten, sicher sind, daß man Frösche einen starken Karpfensaamen mit den Vorderbeinen hat fest umfassen sehen, weil sie zur Zeit ihrer Paarung sehr hitzig sind, und diesen Saamen für ein Froschweibchen angesehen haben. Sobald sie aber diesen Irrthum bemerken, so lassen sie ihn auch sogleich unbeschädigt wieder fahren.

W. Und mir ist noch ein Nutzen von den Fröschen bekannt!

V. Und welcher?

W. Daß die gebratenen Hinterkeulchen den vornehmen Leuten gar delikat schmecken.

C. Huhuhu! Pfuy Froschschinken! die mögen sie für sich allein behalten.

B. Warum denn? Ißt er doch die Krebse gern; nicht wahr? Und das sind Insekten. Ja an manchen Orten macht man sogar Maykäfer, so wie den Calmus und die grünen welschen Nüsse ein, und ißt sie als eine große Delicatesse.

C. Huhuhu! Das muß ja recht knorpeln!

Sechzehntes Gespräch.

Vom Steffchen oder von einigen feurigen Lufterscheinungen.

(Im Julius.)

Michel. Bote. Wirth.

M. Es ist mir lieb, daß er kömmt. Ich sitze schon seit einer Stunde hier, und warte auf ihn, und glaubte, er würde heute gar nicht kommen.

B. Warum nicht? Bey der schönen Witterung ist es ein Vergnügen zu reisen. Jetzt sollte alles, was den Winter über in der Stube hinter dem Ofen gesessen, und Nerven und Muskeln schlaff gemacht hat, hinaus in die freye Natur, um da wieder etwas Kraft und Stärkung zu holen.

M. Unser einer muß wohl; wenn er sich auch gleich noch ein Bischen pflegen und warten möchte.

W. Bey

W. Besonders wenn einem die fetten Osterfladen noch im Magen drücken; nicht wahr, Michel?

M. Meine Frau hat sie eben nicht gar fett backen können, ob sie gleich von zweyen Kühen den Rahm und die Butter genommen hat; aber es hat Frauen in unserm Dorfe gegeben, die die fettesten Kuchen gehabt haben, ob sie gleich all ihre Milch, Rahm und Butter vor dem Feste in die Stadt zum Verkaufen getragen haben. Hör' er Herr Bote, wie geht denn das zu?

B. Ganz natürlich! Sie haben, was mehrmalen geschieht, ihren schlechten Rahm und Butter in die Stadt verkauft, und bessern für sich dafür eingekauft.

M. Sachte, mein Herr! ich will ihn bald eines andern belehren. Herr Wirth, ihn ruf ich zum Zeugen an; er weiß die Geschichte so gut, als ich. Ich denke heut soll ich einen starken Strauß*) mit ihm bekommen; aber er soll mir doch gewiß Maul und Nase aufsperren und sprechen: Heute hat Michel recht!

W. Was ich mit Wahrheit bezeugen kann, das will ich gar gern bezeugen.

B. Nun ich bin doch neugierig die Geschichte zu hören.

M. Daß Steffchen **), Gott sey bey uns! † † † denen, die sich ihm mit ihrem Blute verschrieben haben, besonders wenn sie alt werden, zuweilen mit dem, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, versorgt, ist eine alte, bekannte Sache, die brauch ich ihm nicht erst zu erzählen. Vorzüglich aber ist er allemal vor den hohen Festtagen sehr geschäfftig, wenn Kuchen gebacken

*) Streit.

**) So nennt man an manchen Orten den Teufel.

gebacken werden. Da bringt er diesem alten Mütterchen 3 Kannen Rahm, und nach Proportion auch Butter und Rosinen, jenem 6 Kannen, andern mehr, andern weniger, je nachdem sie bald reif sind, daß er sie mit Leib und Seel in seine Klauen bekömmt. Da findet man nicht selten auf den Wegen Rahm und Töpfe liegen, die er hat fallen lassen, wenn er zu stark bepackt gewesen ist.

B. Das muß ein dummer Teufel seyn, daß er nicht einmal die Töpfe fest halten kann.

M. Den Kuckuk mag er dumm seyn. Wer weiß, wo er die Gedanken wieder auf eine neue arme Seele, die er an sich ziehen will, gerichtet hat. Genug den Sonnabend vor dem Osterfeste hat er hier im Dorfe vor aller Augen eingetragen. Am Tage war schon im Backhause so etwas unter den Weibern gemurmelt worden, daß wohl manche ihre fette Kuchen von Steffchen haben möchte; allein am Abend sahen wir denn alles klar und deutlich, was wir am Tage nur vermuthet hatten. Ich sitze mit meiner Frau und den Kindern am Tische, und lese den Abendsegen. Gegen mir über ist das Backhaus. Mein Sohn Christoph saß nach den Fenster zu, und machte unter dem Beten immer bedenkliche Mienen, und zeigte zuletzt auch mit dem Finger nach dem Backhause zu. Da er nicht nachließ, und ich glaubte, daß es ein Unglück seyn möchte, so machte ich mein Buch zu, und guckte hinaus; da sah ich denn, daß ein solcher entsetzlicher dicker, schwarzer Qualm aus dem Schornstein kam, deßgleichen ich noch nicht bey unserer Ziegelhütte gesehen hatte. Es wurde immer ärger und ärger. Endlich verschwand

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

schwand der Rauch, es wurde heller, und Steffchen kam, wie er leibet und lebet *) unter der Gestalt einer Feuerkugel zum Schornsteine heraus. Wir fielen alle auf die Kniee und beteten: Ach Gott sey bey uns! ach Gott sey bey uns! Er aber lief wie ein Ball über einige Dächer hin, flog herunter auf die Straße, lief ein Weilchen fort, und verschwand grade vor Frau Kundchens Thür. Er that einen dumpfen Knall, wie er verschwand, und die Funken fuhren drum herum, wie wenn ein Schmidt ein Pflugschahr erlegt. Da hatten wir denn die Bescheerung. Es war ein allgemeines Schrecken im ganzen Dorfe, und es getraute sich fast niemand ans Fenster zu gucken, geschweige hinzugehen, außer dem Herrn Schulmeister, der immer etwas naseweiß ist. Den Gestank, den der Böse von sich gab, konnte man im ganzen Dorfe riechen, und es war der pure, klare Schwefelgeruch aus der Hölle. Ist das nicht alles wahr, Herr Wirth?

W. So ziemlich.

M. Wer hätte es denken sollen, daß Frau Kundchen so genau mit dem Gott sey bey uns! verbunden wäre. Es war von je her eine stille, ordentliche Frau, der niemand etwas nachreden konnte. Aber da sieht mans halt: Stille Wasser sind gern tief. Sie hat die fettesten Kuchen den Abend noch gebacken, und sie sind ihr auch alle gerathen. Meine Frau sagte aber, sie hätte vor dem Backofen immer die Augen niedergeschlagen, und Kopfschmerzen geklagt. Ja Kopfschmerzen hin,

*) Natürlich.

Kopfschmerzen her, es wird ihr wohl im Kopfe herum gangen seyn, daß die Leute den schönen Bund gerochen haben. Nun was meynt er denn zu der Geschichte? he!

B. Ich meynte, er wäre jetzt etwas gescheuter worden, Michel; aber ich sehe wohl, er steckt noch immer tief in seinen abergläubischen Södchen. Zu was für lieblosen Urtheilen gegen seinen Nebenmenschen verleitet ihn nicht sein Aberglaube! Er gesteht selbst ein, daß Kundchen eine brave Frau ist, und macht sie sogleich ohne alle Gründe, und ohne Gnade und Barmherzigkeit zu einer Hexe. Was müßte das nicht für ein Leiden für die gute Frau seyn, wenn sie so etwas erführe.

W. Ja wohl, ja wohl! Ich habe den Leuten schon lange Stillschweigen geboten, und gesagt, daß man längstens an so etwas nicht mehr glaube. Aber sie bleiben bey ihren fünf Sinnen.

M. Er will doch nicht, daß man sich die Augen soll zubinden lassen auf den heiligen Abend, damit man so etwas nicht sehe.

B. Was hat er denn nur eigentlich gesehen?

M. Steffchen habe ich gesehen, und das ganze Dorf hat ihn gesehen.

B. Nichts weiter hat er gesehen, als eine Feuerkugel, die sich entzündet hat, und zersprungen ist.

W. Das hab ich auch gesagt, aber die Leute glauben mir nicht.

M. Da hat er ganz recht! Eine Feuerkugel hab ich auch gesehen, aber das war eben Steffchen, der diese Gestalt angenommen hatte. Gewöhnlich kommt er

in Gestalt eines großen brennenden Balken, oder mit einem dicken, feurigen Kopfe, und einem langen, langen Schwanze, wo er grade wie eine Krötenkugel *) nur viel tausendmal größer aussieht, zieht in die Feuermauern ein, und bringt denen, die seines Theils sind, was sie eben nöthig haben. Aber das war einmal was außerordentliches, wie er sich hier sehen ließ. Ich glaube, er wollte die Leute in Furcht jagen, damit sie sich ihm hinführo desto leichter ergeben möchten.

B. Wie kann er sich nur solches Zeug in Kopf setzen. Wenn er glühende Balken, feurige Kugeln, oder andere feurige Gestalten in der Luft sieht, so sind dieß nichts anders, als was die Lufterscheinung ist, welche die Leute Sternschnuppen nennen, wovon ich ihm schon einmal etwas erzählt habe. Es sind feurige Dünste, die in der Luft solche Gestalten annehmen, und sich, wie der Blitz entzünden. Wenn diese nun sich in der Luft befinden, und über die Schornsteine kommen, so ziehen sie zuweilen da hinein, weil hier eine beständige Zugluft ist, die sie mit sich fortreißt.

W. Das glaub ich auch. Aber die Erscheinung am heiligen Abend war doch wirklich bedenklich.

M. Das deucht mir auch. Das gieng nicht von rechten Dingen zu, ich setze mein Leben zum Pfande.

B. Ihr sollt gleich hören, daß es von rechten Dingen zugieng. Es ist unter dieser und jenen Erscheinungen weiter kein Unterschied, als daß die Feuerkugel aus dem Schornsteine heraus kam, und aus gröberer

Ma-

*) Froschkeule.

Materie bestand, da hingegen die andern Erscheinungen nicht so stark in die Augen fallen, und von außen in die Esse hinein fahren. Es sind aber solche große Feuerkugeln eben kein Wunder, denn man trifft sie in den Ziegelhütten, Töpferöfen, Schmelzhütten, Schmiedeessen, und an allen Orten, wo sehr starkes Feuer unterhalten wird, nicht selten an; und nennt sie den Feuerwolf. Es ist nichts anders, als ein dicker Rauch, der sich entzündet hat. Wenn nämlich der starke Rauch in dem Schornstein aufsteigt, und schnell ein großes Feuer dahinter kömmt, so ziehen sich die fettigen, schweflichen und brennbaren Theilchen in der Mitte zusammen, werden oft so sehr zusammengedrängt, daß sie eine Kugel formiren, der Rauch entzündet sich auswendig, die Kugel wird heraus geworfen, und rollt so lange herum, bis sich die inwendigen brennbaren Dünste auch entzünden. Dadurch entsteht öfters ein Knall, wie wenn eine Pistole losgeschossen würde, und die Funken fahren drum herum.

M. Hoho! Er will mir doch nicht etwa aufbinden, daß der Rauch brenne! Wenn man ihn so gehen ließe, ich glaube er machte einem noch weis, daß das Wasser brenne. Mit der Erklärung bleib er mir vom Halse, die ist kreuzlahm.

V. Das deucht mir nicht. Will er Rauch brennen sehen, so hol er seine Tobackspfeife heraus, und ich will ihm mit einem brennenden Fidibus *) den Rauch über der Pfeife anzünden.

G 3 M. Ich

*) Das Papier, womit eine Tobackspfeife angezündet wird.

M. Ich rauche keinen Toback, aber das sollte er mir doch wohl bleiben lassen.

B. Herr Gevatter, hol er mir doch einmal einen Bogen Papier und ein Licht herbey.

W. Hier ist Papier, gleich soll auch Licht da seyn.

B. Sieht er, Michel, hier will ich eine Düte machen, die auf beyden Seiten offen ist. Wenn ich sie auf der Seite, wo sie am weitesten ist, anzünde, so wird der Rauch auf der andern Seite herausziehen.

W. Hier ist Licht.

B. Gut! Wenn ich nun hier das Licht nehme, und es an den Rauch halte, so wird er sich sogleich entzünden und immer fortbrennen. Sieht er denn, was geschieht? Ists ihm nun noch unbegreiflich?

M. Das ist doch curios! Ei, ei, ei! Es dauert mich niemand, als Frau Kundchen. Was man doch den Leuten Unrecht thun kann!

Siebenzehntes Gespräch.

Von abergläubischen und bewährten Mitteln gegen die Hausratten.

(Im August).

Wirth. Bote.

W. Er weiß ja sonst für alles Mittel anzugeben, helf er mir doch auch von meinen Hausratten. Die-

se

se Thiere thun mir gar großen Schaden. Sie haben mir diesen Winter etliche Malter Hafer, ohne das andere Getraide zu rechnen, ausgehöhlt. Meinem Christian haben sie vorige Woche ein großes Loch in seine lederne Sonntagshosen gefressen. Ich weiß weder Fleisch, noch Speck, noch Butter, Käse, Obst, weder Rüben, noch Kartoffeln vor ihnen zu verbergen, sie fressen mir Summa Summarum alles weg. Ja jetzt fangen sie sogar an, und holen mir die jungen Tauben aus dem Taubenschlage, die jungen Kaninchen aus dem Stalle, und die Sperlinge, die unter dem Dache hecken, sind nicht vor ihnen sicher. Von den Milchtöpfen werfen sie mir die Deckel ab, und saufen sie aus. Wenn das so fort geht, so fressen sie mich und meinen Christian noch im Bette an.

B. Das sind ja abscheuliche Thiere.

W. Ja wohl! ja wohl! Und weiß er denn, wie listig sie den Hafer und das Getraide in ihre Schlupfwinkel bringen?

B. Nun?

W. Da kriechen sie mit ihrem dichten Balge mitten in den Haferhaufen, sträupen die Haare auseinander, daß sich die Körner dazwischen setzen, drücken sie alsdann wieder zusammen, und marschiren so wohl beladen fort. Vor 8 Tagen riß ich auf meinem Boden einige Breter auf, und da fand ich denn zu meinem größten Leidwesen, daß mehr Hafer, voller und ausgehöhlter, unter dem Boden, als auf dem Boden lag.

B. Das ist doch arg. Sollte denn dem Uebel

abzuhelfen seyn? Es giebt doch so viele Mittel gegen die Ratten, es wird doch eins anschlagen.

W. Ich habe schon manches probirt, aber es hat noch keins helfen wollen; und voriges Jahr wurde ich auch noch oben drein recht angeführt. Es kam ein alter, reisender Mann zu mir, der sich so ehrlich anstellte, wie der liebe Mond; und ich weiß nicht, wie er das Gespräch auch auf die Ratten zu lenken wußte; kurz, ich klagte ihm mein Elend mit diesen Thieren. Ei, sagte er, dem Uebel soll bald abgeholfen werden. Was wendet er an, so sollen in 2 Tagen seine Ratten alle aus dem Hause seyn, oder ich will nicht Hans Caspar heißen. Einen Laubthaler, sagte ich, wenn er das kann. Topp, antwortete er, schlug ein, und wir waren des Handels einig. Wie es denn halt zu gehen pflegt; wenn man sich nicht zu helfen weiß, so greift man nach jedem Mittelchen, und untersucht und besinnt sich nicht erst lange, ob es auch helfen wird. Er fieng also gleich die folgende Nacht seine Hokus Pokus an. Er gieng den Tag über noch in der ganzen Gegend herum und suchte Bilsenkraut zusammen, und ich mußte unterdessen im ganzen Dorfe herumlaufen, um etliche alte Kacheln und Gießkannen aufzutreiben. Er brachte einen ganzen Arm voll Bilsenkraut, steckte es einzeln in dem Getraide herum, und die alten Kacheln und Gießkannen legte er neben sich auf die Streu, die ich ihm auf dem Boden machen mußte. Meinen Christian bat er sich zum Wächter aus, der auf die Uhr Achtung geben sollte, damit alles hübsch pünktlich gehen möchte. Um 11 Uhr gieng dann die Beschwörung

schwörung an, er marschirte auf dem ganzen Boden herum, und pfiff auf einen kleinen hölzernen Pfeifchen, so wie man sie beym Drechsler kauft, und wenn er ein wenig gepfiffen hatte, so trommelte er, was er konnte und wußte, auf den alten Kacheln und Gießkannen herum, daß das Haus hätte einfallen mögen, und mein Christian mußte auch mit dreinschlagen. Dieß Pfeifen und Trommeln trieb er nun jede Stunde 10 Minuten, bis des Morgens 4 Uhr. Den andern Tag früh erzählte er mir mit gar ernsthaften und bedenklichen Mienen, daß er schon an vielen Orten große Heerden Ratten verbannt hätte, aber so viel hätte er ihrer noch nie beysammen gesehen. Wie er sie zum erstenmale citirt hätte, so wären mehr als 3000 Stück erschienen, zum andernmal 6000, und so fort immer mehr. Sie hätten sich ziemlich gesträupt, und wollten gar nicht weg, weil es ihnen so gut hier gefiel; doch wären ihrer schon eine große Menge fort, und die übrigen sollten gewiß, mit Gottes Hülfe, morgen vollends über Hals und Kopf zum Haus hinaus. Aus dieser Erzählung merkte ich nun freilich wo das Ding hinaus wolle, daß ich wohl um meinen Laubthaler würde geprellt seyn. Doch hatte ich gehört, daß die Iltisse *) das Wetzen mit einer Sichel nicht vertragen könnten, und wenn man es vor ihrer Höhle thäte, blindlings herauskämen und sich todschlagen ließen. Ich dachte also, vielleicht können die Ratten das Pfeifen und Trommeln auch nicht vertragen und laufen davon. Genug, wenn du sie nur los wirst, mag doch der

*) In Thüringen Ratzen.

Mann auch denken, du glaubst, daß er sie citiren und bannen könne. Die folgende Nacht machte er seine Streiche wieder, und verführte einen noch größern Lärm; und ich mußte ihm den andern Morgen den Laubthaler auszahlen, weil er mir mit vielen Eiden versicherte, daß ich gewiß keine Maus wieder weder hören noch sehen würde. Wirklich hörte und sah ich auch in 8 Tagen keine, so sehr hatte sie der Lärm in Furcht gejagt, allein nach der Zeit wurden sie wieder dreister, kamen aus ihren Winkeln, wo sie sich etliche Tage aus Furcht verborgen gehalten hatten, hervor, der Schelm hatte seinen Laubthaler, und ich meine schönen Ratten noch alle, wie ich sie vorher gehabt hatte, und es war auch nicht eine einzige fort. Seit der Zeit glaube ich, daß es gar kein probates Mittel mehr giebt, diese Thiere los zu werden.

B. Das ist ja eine gar curiöse Historie. Was es doch der Betrügereyen so vielerley in der Welt giebt.

W. Nun er hat den Laubthaler, aber es ist auch der erste und letzte gewesen, den er in unserm Dorfe bekommen hat. Seit der Zeit hält ihn jedermann für einen Betrüger.

B. Ich will ihm doch noch eins und das andere Mittel sagen, wodurch er seine Mäuse los werden kann; denn daß er ernstliche Anstalten machen muß, sieht er ja von selbst. Wenn sich diese Thiere alle vermehren, so jagen sie ihn zuletzt von Haus und Hof, uud er weiß gar nichts mehr vor ihnen zu verbergen.

W. O wenn er mir von diesem Uebel helfen könnte!

B. Stell

B. Stell er einmal des Abends zugleich an verschiedenen Orten etliche hölzerne Fallen auf, um einige Ratten lebendig zu fangen. Die Gefangenen läßt er des Morgens in einen Sack laufen. In demselben sucht er sie beym Kopf mit der Hand zu fangen, streift den Sack über die Hand her, daß der Leib blos wird, und taucht sie bis an den Kopf in Wagentheer, der mit altem Fischthran verdünnt ist. So gesalbet läßt er sie dann lebendig wieder los. Die Angst und der Eckel jagt sie durch alle ihre Gänge, bis sie sterben, und dieser Gestank, den die Ratten nicht ausstehen können, vertreibt sie alle. Die nächsten Nachbarn müssen sich freylich die Gäste, die nun zu ihnen kommen, auf eben die Art vom Halse zu schaffen suchen. Das beste Mittel aber soll folgendes seyn: Man nimmt ein ziemlich großes Faß, richtet es auf dem Boden in die Höhe, umwickelt es mit alten Lumpen, füllt es halb mit Wasser, legt einen Stein hinein, dessen Spitze über das Wasser hervorragt, und überspannt die obere Oeffnung mit einem steifangezogenen weißgegerbten Schaffell, welches in der Mitte übers Kreuz etliche Einschnitte hat, wodurch es hier schlaffer wird, und eine unsichtbare Oeffnung erhält. Dieß Fell bestreut man am Rande mit Hafer, und auf den Stein setzt man eine lebendige Ratte, die durch ihr Winseln, da sie sich mit Wasser umgeben und ohne Nahrung sieht, ihre übrigen Kammeraden zur Hülfe herbeylockt, welche dann, wenn sie auf die schlaffen Einschnitte des Felles laufen, unversehens in das Wasser stürzen und ersaufen.

W. Das will ich doch probiren.

B. Da

B. Da wo sie kein Getraide zur Nahrung haben, setzt man ihnen auch klargestossenen ungelöschten Kalch mit Malz vermischt hin, und darneben ein Gefäß mit Wasser. Jene Nahrung reitzt sie zum Trinken, und das Wasser, wenn es zum ungelöschten Kalch kömmt, tödet sie. Sie sterben auch durch einen Teig aus Mehl und Eisenspänen, mit gebratenem Speck vermischt. Um alles in der Welt willen, setze er ihnen aber besonders auf Getraideböden keinen Arsenik mit Mehl oder Malz vermischt, vor, oder streue Giftkügelchen, weil dadurch auf gar mannichfaltige Weise das größte Unglück entstehen kann. Wenn z. B. eine Maus, die Gift gefressen hat, dasselbe, wie es oft geschieht, wieder aus- und unter das Getraide speyt, so können dadurch bey Menschen und Vieh tödliche Krankheiten entstehen, die man sich oft gar nicht erklären kann.

Achtzehntes Gespräch.

Von giftigen Ottern oder Nattern.

(Im August.)

Bote. Wirth.

B. Weiß er schon, daß vor einigen Wochen zwey Personen von Nattern sind gebissen worden, die eine, da sie Himbeeren suchte, und die andere, da sie Getraide aufnahm und es in Garben binden wollte.

W. Das

W. Das Gott erbarm! wie viel Personen sind schon in unserm Walde vom Natterbiß unglücklich geworden, und dennoch macht man keine Anstalt, die armen Leute vor diesen schädlichen Thieren zu sichern. Wenn sich einmal im Winter ein Wolf sehen läßt, so wird der ganze Wald und die umliegende Gegend aufgeboten, um dem Unthier mit Trommeln, Flinten, Mist- und Heugabeln und Dreschflegeln entgegen zu ziehen; und was thut denn der Wolf bey uns für Schaden? Er würgt höchstens ein Paar Rehböckchen, und, wenn er im Sommer da bleibt, ein Paar Schäfchen; allein, daß er Menschen angegriffen und zerrissen hätte, davon hat man glaub ich, in der ganzen Thüringerchronik kein Exempel aufzuweisen. Die Nattern und Ottern hingegen schaden den andern Thieren gewöhnlich nichts, sondern meist nur den Menschen, denn von jenen nähren sich sogar manche von ihnen; und man läßt sichs gar nicht einfallen, gegen dieselben nur einigermaßen Vorkehrungen zu treffen.

Weiß man denn etwa kein Mittel, sie zu vertilgen, oder giebts gar keins?

V. O warum nicht! Es giebt ein Mittel und man weiß es auch, wenigstens ist es sehr leicht zu finden.

Wie ist man denn in Thüringen die Wölfe und Luchse losgeworden?

W. Man hat so lange auf sie losgeschossen, bis keiner mehr da war.

V. Könnte man es denn nicht auch mit den Ottern und Nattern so machen?

W. Ich

W. Ich dächte es.

V. Wenn es die Obrigkeit den Jägern auftrüge, die beständig diejenigen Oerter durchstreifen, wo sie sich aufhalten, daß sie sie erschießen möchten, und ihnen dafür ein bestimmtes Schießgeld aussetzten, und zwar ein gutes, wenigstens für eine getödete giftige Natter 6 Groschen, was gilts! in etlichen Jahren würden diese schädlichen Thiere so selten, wie die Luchse und Wölfe, seyn, und man würde ins künftige so wenig von einem Menschen hören, den eine Otter vergiftet hätte, als man jetzt von einem Menschen hört, den ein Wolf zerrissen hat.

W. Da hat er nicht Unrecht, und es verlohnte sich doch auch der Mühe, dieß Schießgeld ausgezahlt zu haben; das wäre ja Geld, das zum Besten der Menschheit ausgegeben würde; die armen Leute könnten dann immer sicher ins Holz und in die Beere gehen, anstatt daß sie es jetzt mit Furcht und Zittern thun müssen.

V. Ja wohl verlohnte es sichs der Mühe mehr, als daß die Jäger noch immer die Füße oder Fänge, wie sie genennt werden, der Spechte, Neuntöder, Krähen, kleinen Raben, Dohlen, Holzheher, Tannenheher, Kukkuke und Eulen von der Obrigkeit ausgelößt bekommen, die entweder gar keinen Schaden thun, oder, bey welchen wenn sie ja einigen Nachtheil bringen, derselbe doch von dem großen Nutzen, den sie stiften, weit überwogen wird. Wenn z. B. auch ein kleiner Rabe im Winter einmal einen Hasen oder ein Rebhuhn fängt, und einen Wipfel von einer Fichte tritt, ist denn dieser Schaden nur einigermaßen in Vergleichung zu setzen, gegen den großen Nutzen,

zen, den diese Vögel den Menschen bringen, wenn sie in unzähliger Menge die schädlichen Engerlinge hinter dem Ackermann auflesen, die Kohlschnecken aufsuchen, und den verderblichen Feldmäusen Sommer und Winter nachstellen. Und dieß sind noch, unter allen oben genannten Vögeln, die schädlichsten; denn der Specht geht keinen andern Baum an, als der anbrüchig ist, die Neuntöder haschen nur in der äußersten Noth ein kleines Vögelchen, die Dohlen und Krähen fressen nur dann, wenn sie keine Insekten und Gewürme finden, einige Körner Getraide, die meisten Eulen (den großen Uhu ausgenommen) fressen fast nichts, als schädliche Feldmäuse, und der Kuckuk, Tannen- und Holzheher sind so unschuldig, ja ich möchte sagen, noch unschuldiger, wie die Tauben.

W. Wäre denn das alles so wahr?

B. So wahr, als wenns in der Bibel stünde. Und die Jäger selbst fangen auch schon an, es einzusehen, weil sie sich mehr, als sonst, auf die Naturgeschichte legen, wo sie die Eigenschafften der Thiere und ihren Nutzen und Schaden kennen. Allein, was sollen sie machen, einmal ist das Geld für die Füße dieser Vögel ein Accidenz für sie, wenigstens für die Lehr- und Jägerbursche, wer kann es ihnen verdenken, wenn sie also unter sie schießen, was das Zeug halten will. Man müßte ihnen dieß Accidenz auf eine andere Art vergüten.

W. Da dächt ich nun, es wäre kein besseres Mittel, als wenn man ihnen auftrüge, die schädlichen Ottern und Nattern zu vertilgen, und ihnen dieß so gut bezahlte, als wenn sie den größten Raubvogel, oder ein

Dutzend

Dutzend von den obengenannten Vögeln, erleget hätten.

V. Das wäre schon eine Art des Ersatzes; allein die Obrigkeit hat ja auch noch andere Mittel und Wege. Jeder Jäger würde gewiß alsdann sein möglichstes thun, statt der Spechte und Holzheher die schädlichen Ottern und Nattern auszurotten, da er wüßte, daß diese den Menschen unmittelbar schadeten, und er zugleich ein gutes Werk thäte.

W. Allerdings. Schaden denn nicht alle Schlangen, Ottern und Nattern durch ihren Stich?

V. Nicht alle. Bey uns giebt es nur drey Arten, die wirklich giftig sind.

W. Nur drey? Ich dächte, ich kennte ihrer mehr.

V. Ich auch; allein die übrigen sind unschädlich. Die schädlichen vergiften aber auch nicht durch einen Stich, wie er glaubt.

W. Ich habe es doch oft gesehen, daß wenn man eine schlug oder sonst reizte, so steckte sie gleich die schwarze Zunge, die wie eine zweyzinkige Gabel aussah, und auch so scharf war, oft und lang heraus.

V. Das hat seine Richtigkeit! die Schlangen und Ottern haben doppelte Zungen, die auch spitzig sind, aber sie sind weder hart noch zum Stechen geschickt. Die Eydechsen haben auch solche doppelte Zungen, und von denen weiß er doch, daß sie nicht giftig sind.

W. Womit vergiften sie denn den Menschen?

V. Mit ihren Zähnen.

Bey allen giftigen Schlangen, Nattern und Ottern

liegen

liegen in der obern Kinnlade vorne auf jeder Seite zwey krumme Zähne. Diese sind hohl, stecken in einer Scheide, und können von dem Thier, so oft es will, ausgestreckt und eingezogen werden, wie die Krallen der Kazzen. Unter diesen Zähnen sitzt in einem kleinen Beutel oder Blase, das Gift. Dieß wird in einer darneben liegenden Drüse aus dem Blute abgesondert. So bald alsdann eine solche giftige Amphibie gereizt, oder mit der Hand oder dem Fuß berührt wird, so beißt sie zu; durch den Biß entsteht eine kleine Wunde, und da jeder Giftzahn oben eine kleine Oeffnung hat, so wird auch zugleich das Gift in die Wunde eingespritzt.

W. Das ist ja gar wunderbar.

V. Das Vergiften geschieht also durch einen Biß und nicht durch einen Stich der gespaltenen und spitzigen Zunge.

W. Und die Otter kommt auch nicht von selbst auf den Menschen losgesprungen und beißt ihn?

V. Bey Leib und Leben nicht! die Otter scheut den Menschen so gut, wie alle schädliche Thiere, große und kleine. Wenn sie den Menschen nicht für ihren Feind ansieht, weil er sie entweder neckt, tritt oder sonst berührt, so flieht sie vor ihm so gut, wie der Sperling. Wenn sie sich freilich beleidigt glaubt, so wehrt sie sich, so nachdrücklich, als sie kann, schleudert sich nach ihrem Beleidiger zu und beißt ihn. Denn sie hat ihre Giftzähne vom Schöpfer dazu empfangen, daß sie sich damit vertheidigen soll.

W. Das läßt sich hören.

V. Allein dieß ist nicht die einzige Absicht dersel-

selben, sondern sie soll auch ihren Raub, z. B. Eydechsen, Frösche und dergleichen damit fest halten und tödten, und das Gift selbst befördert ihre Verdauung. Es waren den Schlangen diese Giftzähne um deßwillen besonders nöthig, weil sie ihre Beute ungekaut verschlukken, und also dieselbe schnell getödtet seyn mußte.

W. Wie doch alles, auch das schädlichste in der Natur, seine gute Absichten hat!

B. Das wird man allemal finden, wenn man auf das, was um einen herum in der Natur vorgeht, ein wenig aufmerksam ist. Vorige Woche räumte ich meine Bienen; da fand ich denn einen jungen Stock, der nur eine Hand voll Volk und noch weniger Wachs hatte; ich räucherte ihn also mit Wermuth aus, räucherte auch die Stöcke, welche darneben standen, und glaubte nun nichts mehr, als daß die durch den Wermuthsrauch betäubten Bienen von beyden einander nicht kennen, und die wenigen ausgejagten Bienen von den andern aufgenommen werden würden, besonders da es Brüder waren. Ja da hatte sichs was aufzunehmen! In Zeit von einer halben Stunde waren die ausgetriebenen Bienen, die mit in ihren alten Mutterstock kriechen wollten, alle todtgestochen.

Neun-

Neunzehntes Gespräch.

Fortsetzung von den giftigen Ottern und Nattern.

Wirth. Bote.

W. Meiner Meynung nach sollte jedermann diese giftigen Thiere genau kennen, damit die Leute doch wüßten, vor welchen sie fliehen müßten, und welche ihnen keinen Schaden zufügen könnten.

B. Da hat er ganz Recht. Es wird ja auch jetzt allenthalben angefangen, die Kinder mehr auf die Natur, und auf das, was uns in derselben vorzüglichen Nutzen oder Schaden bringt, aufmerksam zu machen. Unser Herr Schulmeister wurde durch einen gar wunderbaren Casus dahin gebracht, daß er den Kindern jetzt die giftigen Nattern und Ottern von den ungiftigen unterscheiden lehrt. Sein kleiner Fritz kam einmal im vollen Jubel aus dem Walde gesprungen, und schrie seinem Vater, der mit dem Herrn Pfarrer vor der Thüre saß, zu, daß er gar etwas artiges gefangen hätte. Nun so weiß doch her, sagte der Vater, was hast du denn einmal gefangen? Er zog also sein Schnupftüchelchen aus der Tasche, und brachte eine Creutzotter heraus, die sich, wie er sie in der Hand hatte, nach allen Seiten bewegte. Sehen Sie doch die bunte Schlange, sagte der Herr Schulmeister zum Herrn Pfarrer. Um Gotteswillen, rief dieser, da er sie näher betrachtete, Fritze, Fritze, was machst du für Streiche,

laß das Schnupftuch liegen! Es ist die allergiftigste Schlange, die wir in Europa haben! Fritz und der Schulmeister standen, wie vom Donner gerührt da, und der Herr Pfarrer schlug das Thier vollends tod. Bey näherer Untersuchung fand sichs, daß sie Fritz halb tod einem Raubvogel abgejagt hatte.

W. Diese fressen sie also, und sie schaden ihnen nichts?

V. Sie wissen sie schon zu packen, daß sie sie nicht mit ihren Giftzähnen erreichen können. Auch die zahmen und wilden Schweine, und die Störche fressen sie.

W. Da haben ja also die Raubvögel auch ihren Nutzen?

V. Wie alles in der Welt, was Gott gemacht hat. Um aber wieder auf unsre Geschichte zu kommen. Der Herr Pfarrer sagte zu Fritzen, daß er diesen Abend in seinem Abendsegen Gott danken sollte, daß er ihn so wunderbar bewahret hätte; denn, setzte er hinzu, man hat Exempel, daß eine Verletzung mit einem Gifzahne noch Jahre lang nach dem Tode des Thieres gefährlich gewesen ist. Zum Herrn Schulmeister aber sagte er, daß er morgen acht Uhr in der Schule seyn, und die Kinder die giftigen Schlangen von den unschädlichen unterscheiden lehren wollte. Er war auch wirklich des andern Tages um die bestimmte Zeit in der Schule, und brachte in einem großen Apothekerglase in gutem Kornbrandwein alle Schlangen mit, die es in unsrer Gegend giebt, und zeigte sie den Kindern. Ja er that noch mehr, er ließ auch den Eltern sagen, daß er ihnen das Glas schicken

wollte, wenn sie wollten sehen, wie die giftigen Nattern und Ottern aussähen, und das Glas gieng wirklich im Dorfe von Haus zu Haus; denn jedermann wollte sie kennen lernen. Von der Zeit an wird in unsrer Schule des Sommers über täglich eine Stunde Unterricht in der Naturgeschichte gegeben, erstlich gab ihn der Herr Pfarrer selbst, hernach aber konnte es der Herr Schulmeister auch, da ihn jener erst ein wenig zugestutzt hatte.

W. So etwas sollte man allenthalben nachahmen.

B. Nur Geduld! Es wird schon noch werden. Es will alles seine Zeit haben, ehe es reif wird.

W. Möchte ich doch selbst diese giftigen Thiere gesehen haben. Kann er mir sie nicht ein bischen beschreiben?

B. Das Sehen ist freylich besser. Doch ich will sie ihm so genau als möglich beschreiben.

Das erstere ist die gemeine europäische Natter. Sie wird zwey Fuß lang und drüber. Ihr Kopf ist etwas herzförmig, der Hals kaum merklich dünner, und der Schwanz zugespitzt. Ihre Farbe ist nicht immer gleich; denn der Grund ist sehr verschieden, bald grau, bald aschgrau, zuweilen gar schwärzlich, weil das Thier die Haut abwirft, und die neue alsdann heller, die alte aber dunkler ist. Allemal aber geht durch die Augen weg ein schwärzlicher Streifen, auf dem Kopf steht ein herzförmiger großer brauner Fleck, auf dem Halse sind einige dergleichen Punkte, die im Zickzack stehen, darauf folgen Streifen, und von der Mitte an

auch nur grosse und kleine hin und her zerstreuete braune Flecken; der Unterleib ist hellgrau oder graublau.

W. Das wäre also die gewöhnliche giftige Natter?

B. Ja, in Thüringen nennt man sie schlechtweg, die Otter.

W. Mir deucht aber, so sähe gerade der Unke aus.

B. Fast. Allein diese Schlange, die man eigentlich die Ringelnatter nennt, unterscheidet sich dadurch gar sehr von ihr, daß sie nicht nur weit größer wird, sondern auch zwey weiße oder gelbliche große Flecken an den Seiten des Halses hat, woher eben ihr Namen Ringelnatter kömmt. Diese ist nicht giftig, und es giebt daher zuweilen Leute, welche vorgeben, die giftigen Schlangen könnten ihnen nichts anhaben, sie spielen also mit ihnen, lassen sie wohl gar tanzen. Dieß sind weiter nichts als die sogenanten Unken oder Ringelnatter, die man in dumpfigen Orten, in Kellern u. d. gl. besonders aber in Misthaufen, und Mistbeeten antrifft.

W. Wo hält sich denn die europäische Natter auf?

B. In und bey Waldungen, wo steiniger und kalter Boden ist. Sie wohnt in Erdritzen, unter dem Moos, in Maulwurfshöhlen, und steigt auch auf die Büsche und Bäume. Man findet daher zuweilen ihren alten Balg auf einem Busche hängen. Sie sitzt gern unter Steinen, und man muß sich daher hüten im Walde große Steine aufzuheben. Ich selbst habe einmal in meiner Jugend einen Stein aufgehoben, wo eine darunter

unter saß; ihre blitzenden Augen verriethen mir aber, da ich sie erblickte, was sie Böses Willens hatte, ich lief also gleich, was Zeug halten wollte *), davon.

Die zweyte ist die gemeine Otter, oder die Feuerotter, wie man sie bey uns nennt. Man trifft sie in Tannenwäldern, in sandigen und moosigen Gegenden an. Sie hat fast eben die Gestalt, wie die vorhergehende, ist röthlich oder rostfarben, und hat auf dem Rücken zuweilen aneinanderhängende, zuweilen zerstreuete braune Flecken; am Unterleibe ist sie weißlich oder gelblich. Sie wird aufs höchste anderthalb Fuß lang.

W. Von dieser sagt man ja, daß sie nicht giftig sey.

V. Ich weiß es wohl, so muß man sich doch vor ihr hüten, weil man sie nicht immer von der dritten oder Creutzotter unterscheiden kann.

W. Von der Creutzotter habe ich schon so viel sprechen hören, wie sieht denn diese nur eigentlich aus?

V. Der Kopf ist platt, fast rund, der Hals dünne, alsdann ist der Körper fast von gleicher Dicke bis auf das zugespitzte Schwanzende. Die Grundfarbe des Rückens ist rostfarbenroth, auf dem Kopfe stehen zwey Halbzirkel in Gestalt zweyer halben Monde oder eines lateinischen großen X, doch getrennt. Dieß sieht nun fast wie ein Kreutz aus, daher wird diese Otter Kreutzotter genannt. Den ganzen Rücken herab läuft ein aneinanderhängender Zickzackförmiger Streif, der dunkelbraun oder rothbraun ist, und an den Seiten weg liegen roth-

*) So sehr ich konnte.

braune Punkte. Der Unterleib ist aschgrau mit lauter weißen Queerlinien, auf welchen hin und wieder kleine schwärzliche Punkte stehen. Die Schwanzspitze ist braun.

Dieß ist die allergefährlichste, sie lebt an sumpfigten und feuchten Orten in Wäldern, ist äußerst schnell, und es giebt mehr als ein Beyspiel in Thüringen, daß Kinder, die Beeren suchten, von ihr gebissen wurden und starben.

W. Hat man denn keine probate Mittel gegen den Otterbiß?

B. O ja. Der Herr Pfarrer hat den Kindern auch eins in die Feder dictirt. Vor allen Dingen muß die Stelle, die verwundet ist, mit etwas fest unterbunden werden, damit das Gift etwas gehindert wird weiter fortzurücken; alsdann braucht man äußerlich Schröpfen, und innerlich Natternsalz, das in den Apotheken selbst aus diesen giftigen Nattern gezogen wird. Besser ist aber folgendes Mittel: Man nimmt 1/2 Quentchen Quecksilber und reibt dieß mit 2 Quentchen arabischem Gummi in einem steinernen Mörsel und gießt dabey nach und nach 3 Unzen Brunnenwasser drein; hierauf vermischt man damit 2 Scrupel Entianextract und 2 Quentchen Zucker, und giebt diese Mischung dem Patienten mit einemmale ein.

W. Das wäre ja sehr gut, wenn dieß Mittel probat wäre.

B. Man giebt es wenigstens für das beste aus.

Allein

Allein weiß er denn auch, daß die gemeine europäische Natter selbst ein Arzneymittel ist?

W. Bewahre!

B. In allem Ernst. Die Brühe von dem Fleisch derselben verbessert die bösartigen Säfte, und nährt in Krankheiten abgemattete und schwächliche Körper.

Zwanzigstes Gespräch.

Von den schädlichen Kohlraupen und ihrer Vertilgung.

(Im August)

Bote. Wirth.

W. Wenn man doch auch nur so gute Mittel gegen die schädlichen Kohlraupen hätte, als gegen den Blütenwickler*). Diese haben dieses Jahr bey uns auch entsetzlichen Schaden gethan.

B. Bey uns haben die Leute auch fast nichts als Kohl- und Krautsstrünke bekommen. Es hält auch allerdings ein Bischen schwer, diese schädlichen Gäste wegzubringen. Doch wer sich keine Mühe verdrießen läßt, der kann auch gegen diese Feinde siegen.

W. Ich habe diesen Sommer über meinen Nachbar gar herzlich lachen müssen. Der schwur Stein und

*) Siehe unten 26stes Gespräch.

Bein, daß er dieß Ungeziefer durch ein sympathetisches Mittel gar bald von seinen Aeckern vertilgen wolle, und an sein Kraut und Kohl sollte gewiß kein Räupchen kommen, und siehe da; Er behielt bey seinem Aberglauben auch nichts weiter übrig, als die puren kahlen Strünke.

B. Nun was machte er denn?

W. Er sagte, man müsse von den Ecken seines Kohlgartens, oder Ackers, übers Kreuz vier Raupen ablesen, und diese in einem Säckchen in den Schornstein aufhängen. So wie diese Delinquenten stürben, so müßten die auf den Aeckern auch alle krepiren. Aber er hats gesehen. Hahaha!

B. So gehts dem Aberglauben.

In einigen Gegenden, wo man viele Puterhühner hält, treibt man diese auf die Kohläcker. Diese lesen eine große Menge ab, aber zerhacken auch viel Kohlpflanzen.

W. Das läßt sich denken.

B. Die besten Mittel sind folgende. Erstlich muß man die Kinder in den Schulen mit dem Schmetterlinge*) bekannt machen, der die Eyer an den Kohl legt, woraus die Raupen entstehen. Er ist sehr kenntlich. Seine Farbe ist weißgelb, die Oberflügel sind schwarz eingefaßt, und haben auch einige Würfel von dieser Farbe. Es giebt dieser Schmetterlinge, die die Kinder auch Milchdiebe nennen, eine sehr großer Menge, und sie sind fast unter allen Schmetterlingen diejenigen, die den Menschen am wenigsten scheuen. Kennen die Kinder dieses Insekt, so werden sie mit leichter Mühe

*) Papilio brassicae. Lin. Der große Kohlweißling.

he eine große Menge derselben fangen und tödten können, und sich (wie man es ja alle Tage sieht) eine Lust daraus machen, auf die Schmetterlingsjagd ausgehen zu dürfen. Mit einem Schmetterlinge gehen alsdenn immer 100 Raupen zu Grunde.

W. Das Mittel sollte nicht übel anschlagen.

V. Das zweyte Mittel ist, man sucht die Eyer des Insekts auf, und vertilgt sie. Gemeiniglich setzt sie der Schmetterling auf die innere Seite des Kohl- und Krautblats, damit sie daselbst wider alle schädliche Witterung sicher sind, und von den Vögeln nicht so leicht gefunden werden. Man darf daher nur ein Blatt nach dem andern aufheben, und die gelben Eyerchen, die alle auf der Spitze, manchmal in großer Menge zusammen, stehen, zerdrücken. Wer viele Kinder hat, und eine solche Eyerlese einen Tag mit Fleiß anstellt, der wird mehr ausrichten, als wenn er hernach acht Tage mit der größten Sorgfalt Raupen sammeln läßt.

W. Ich habe selbst gesehen, daß es mit dem Raupenablesen nicht recht fort will. Es ist, wie wenn sie einem unter der Hand aufwüchsen, und es hat ein ganzer Haushalt drauf zu gehen, wenn immer alle Raupen vertilgt werden sollen.

V. Noch ein drittes Mittel hat man, wodurch man im Winter gegen diese schädlichen Thiere streiten kann.

W. Im Winter?

V. Ja im Winter, wenn man nämlich gegen die Puppen zu Felde zieht. Wer jetzt eine Puppe tödtet,

der

der vertilgt eine zahlreiche Brut Kohlraupen. Wenn die Schulkinder nur die Puppen kennen, so werden sie von Herbst bis zum Frühjahr, ohne daß sie weiter drauf ausgehen, eine große Menge von ihnen vernichten können. Denn es braucht eben kein Nachsuchen, um sie zu finden. So bald die Raupen sich fett gefressen haben, und die Zeit ihrer Verwandlung heranrückt, welches gemeiniglich im September anfängt und bis im November, wenn der Herbst warm ist, fortdauert, so klettern sie haufenweise an Bäumen, Wänden und Mauern hinauf, je nachdem eins von diesen Dingen in der Nähe des Kohls oder Krauts ist, und suchen sich ihr Winterlager aus. Wo die Kohlraupen ihr Winterquartier zu finden glauben, welches gewöhnlich nach der Morgen- oder Mittagsseite ist, um nicht den Stürmen von Abend und Mitternacht ausgesetzt zu seyn, machen sie sich durch Gespinst ein Ruhebette, welches sie dicht überziehen, häkeln sich am Ende ihres Körpers ein, machen queer über den Rücken ein Band und liegen drauf. So bald als diese Arbeit vorbey ist, häuten sie sich, d. h. legen sie ihren Raupenbalg ab, und hängen als Puppen unbeweglich da. Diese Puppen sehen weißgrünlich aus, mit schwarzen Streifen und Punkten, und man findet ihrer zuweilen an einer alten Gartenthür eine große Menge. Sie scheinen kein Leben zu haben, aber wenn man sie berührt, so bewegen sie sich. Im Winter lesen ihrer die Spechte und Baumläufer viel ab.

W. Das sind ja alles sehr leichte Mittel.

V. Ich denke es.

W. Auf

W. Auf diese hätte man ja leicht selbst fallen können.

B. Ja wenn man in der Jugend wäre in der Naturgeschichte unterrichtet worden. Wie er sieht, so sind dieß lauter Mittel aus der Naturgeschichte.

Ein und zwanzigstes Gespräch.

Von dem sogenannten Bluten der Kühe.

(Im September.)

Bote. Wirth.

B. Nun, wo ist denn die Magd? ich glaube er ist selbst Köchin geworden; was bereitet er denn da für ein Gericht?

W. Ja ein schönes Gericht!

B. Was ist ist es denn sonst?

W. Es sind drey Eyer, die ich ein Nösel Milch einschlage, um es meiner Kuh zu geben, die das Blut hat.

B. Fetter wird sie wohl davon werden, aber nicht gesünder.

W. Unser Hirt hat mirs gerathen, und der ist gewiß nicht auf den Kopf gefallen.

B. Das kann wohl seyn, aber seine Kuh werden die Eyer und die Milch auch nicht curiren. Man hat

jetzt ganz andere und bessere Mittelchen, die aber freylich die Hirten noch nicht wissen, und auch noch lange nicht wissen werden, wenn die Obrigkeit nicht selbst Anstalt macht, sie ihnen bekannt zu machen. Denn diese curiren noch immer, wie ihre Urgroßväter curirt haben geben Katzendreck und Mäusedreck ein, und schlagen hinten und vornen zur Ader, und wenn diese Mittelchen nicht anschlagen und das Vieh stirbt, so sprechen sie es sey göttliche Schickung, der Feldmeister wolle doch auch leben.

W. So gar Unrecht hat er wohl nicht, aber man muß doch auch Ausnahmen machen. Unser Hirt z. B. ist gewiß ein verständiger Mann. Er liest auch manches Büchelchen, und würde sich auch gern unterrichten lassen, wenn er nur Gelegenheit hätte, was zu lernen.

B. Das ist zu loben. Curiren sollte aber nicht bloß der Hirte können, sondern jeder Hauswirth, und so etwas sollten die Kinder in der Schule lernen, statt des vielen unnützen Zeugs, das sie zuweilen lernen müssen. Da muß ich unsern Schulmeister zu L. loben, der lehrt den Kindern alles, was um sie ist, kennen, wie sie es nutzen und wie sie den Schaden desselben abwenden können, — und den Nutzen und Schaden der Hausthiere, ihre Krankheiten und die Mittelchen dagegen wissen alle auf dem Nagel herzuzählen. Da sollte er eins derselben um ein Mittel gegen das Blut fragen, so würde er ganz was anderes und besseres hören, als sein Nösel Milch und seine drey Eyer.

W. Ei, wenn doch grade eins da wäre. Weiß er denn nichts besseres?

B. Ich glaube es wenigstens. Vor allen Dingen aber muß ich wissen, was seine Kuh eigentlich für eine Krankheit hat. Denn es giebt dreyerley Arten von Krankheiten, die man das Blut nennt. Erstlich das Herzblut, das Auflaufen; zweytens das Lendenblut, wenn sie Blut mistet, und drittens das Bißblut, wenn sie Blut harnt.

W. Das letzte hat meine Kuh.

B. Das ist leicht zu curiren. Man nennt es aber gewöhnlicher das Blutharnen oder das Rothe. Weiß er denn, wovon es die Kühe bekommen?

W. Ach wer wollte das wissen.

B. Ich zum Exempel.

W. Nun das möchte ich doch hören.

B. Gehen seine Kühe nicht im Wald?

W. Allerdings. Das ist ja unsere beste Weide. Woher wollten wir sonst die schöne gelbe Butter bekommen?

B. Hier fressen sie Kräuter, auf welche der Staub aus den Blüten der Kiefer und Fichten gefallen ist, und das verursacht diese Krankheit.

W. Das wäre ja der Staub, aus welchem der sogenannte Schwefelregen entsteht?

B. Gar recht.

W. Das glaube ich auch. Heuer blüheten die Kiefern einmal so sehr, daß es in unsern Kiefernwäldern aussahe, als wenn es regnete, so trübe machte dieser Blütenstaub die Luft.

B. Da

B. Da hat ers ja! Es giebt freylich auch noch andere Ursachen, aber dieß ist doch die vorzüglichste.

W. Und womit heilt er diese Krankheit?

B. Mit einem leichten Mittelchen; mit Schweinefett oder einem Stück Speck, das ich der Kuh einstekke, und ihr alsdann Heu, aber ja kein Gras, vorlege, und öfters kaltes Wasser zum Saufen vorsetze. Schlägt dieß nicht gleich an, so ist die Kraukheit schon heftig und ich nehme alsdann ein halb Loth Alaun, löse ihn in sechs Nöseln Milch auf, und gebe es ihr auf einmal ein, und ist es aufs äußerste gekommen, so schlage ich dabey eine Ader.

Dieß sind die besten Mittel die man hat.

W. Das soll er mir nicht vergeblich gesagt haben. Gleich will ich Anstalt machen. Erstlich will ich ihr ein Stück Speck eingeben. Laß er sich unterdessen die Zeit nicht lang werden. (geht ab).

B. Ists geschehen?

W. O ja.

B. Des hiesigen Müllers Kuh habe ich vor drey Wochen eben so curirt.

B. Aber weiß er denn auch etwas gegen das Lendenblut?

B. O ja freylich! Auch dagegen hilft ein Stück eingesteckten Specks.

W. Da sehe ich ja wohl, der Speck nützt nicht allein den Menschen, sondern auch dem Vieh.

Aber woher entsteht denn dieses Uebel?

B. Gewöhnlich von zu fettem Gras auf der Weide,

de, vom Laube, von einem hitzigen Trunke in heißen Sommertagen, und besonders von dem kleinen Sauerampfer *), den sie im Walde zu häufig fressen.

W. Was ist denn aber eigentlich das Herzblut? Unser Hirte spricht, es wäre ein bloßes Aufblähen.

B. Da hat er auch Recht; denn es ist bey dieser Krankheit im Grunde weder ans Blut noch ans Herz zu denken.

Die Kühe werden damit befallen, wenn sie, bey ungewohnter grüner oder Kleefütterung, hungrig auf einmal eine zu große Menge saftiger Kräuter, besonders aber Klee, fressen, welcher ihnen im ersten Magen stecken bleibt und sie aufbläht.

W. Und was thut man alsdann?

B. Man braucht ein sehr einfaches Mittelchen, welches auch gewöhnlich hilft, wenn das Uebel nicht schon zu weit um sich gegriffen hat. Man vermischt ein viertel Pfund Leinöhl mit einem Nösel lauer Milch und gießt es dem kranken Thier ein. Nach der Größe des Viehs muß freylich dieß Mittel verstärkt oder vermindert werden.

Wenn aber alle Zwischenräume des Unterleibs und die Haut schon wie eine Trommel aufgeschwollen ist, so muß man mit dem Stich helfen.

W. Mit dem Stich? da ist freylich die Krankheit geheilt, wenn sie der Feldmeister todt sticht.

B. Mit einem solchen Stich nicht. Man nimmt ein Stechmesser, das die Feldscheere und Bader einen Trokar nennen, und welches bey den Menschen in der Wassersucht zum Abzapfen gebraucht wird, stößt es dem Vieh

*) Rumex Acetosella, Lin.

Vieh auf der linken Seite zwischen der letzten Rippe, den Hüft- und Kreutzknochen in der Mitte der Weiche senkrecht ein, und läßt den Wind durch die Röhre, die an dem Messer ist, und die man mit eingestochen hat, herausdringen.

W. Ja sticht man denn nicht die Kaldaunen entzwey?

B. O bey Leib und Leben nicht! Diese können hier in den hohlen Wampen gar nicht berührt werden, oder würden auch ausweichen, wenn man ihnen zu nahe käme.

Zwey und zwanzigstes Gespräch.

Von andern Krankheiten des Rindviehes.

(Im September.)

Bote. Wirth.

W. Das Mittel, das er mir neulich gegen das Blut sagte, hat vortrefflich angeschlagen. Das Blut stand *) noch in der nämlichen Stunde, als ich der Kuh den Speck eingegeben hatte, und des andern Tages konnte ich sie wieder mit auf die Weide gehen lassen.

B. Das freut mich herzlich, Herr Gevatter!

W. Ich habe es auch gleich unserm Hirten erzählt, und der läßt ihm gar sehr für dieß vortreffliche Mittelchen danken.

Allein

*) Hörte auf zu fließen.

Allein es giebt noch gar viele Krankheiten des Rindviehes, weiß man denn für diese auch allemal Rath?

B. Das meistemal. Freylich ist für die Krankheiten des Rindviehes dieß das beste Mittel, daß man sie zu verhüten sucht. Und dieß können diejenigen, am besten, die ihr Vieh im Stalle mit Klee füttern, und ihnen wöchentlich einmal an einem bestimmten Tage eine Hand voll Salz, mit Kleyen vermengt, vorlegen. Denn es ist in der Oekonomie eine längst ausgemachte Sache, daß die mehresten Krankheiten, ja selbst die verheerenden Rindviehseuchen, daher entstehen, wenn das Vieh schädliche, beregnete, bethaute und bereifte Kräuter frißt, und bald große Hitze, bald große Kälte, bald das heftigste Regenwetter, ausstehen muß; und diesen Uebeln alle ist es auf der Weide ausgesetzt.

W. Das ist schon alles gut; allein wer hat denn immer so viel und so gutes Land, daß er genug Klee zur Fütterung für sein Rindvieh hinaus machen kann?

B. Ja da ist es freylich eine andere Sache. Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verlohren. Allein, wenn das Feld auch keinen Klee tragen will, so trägt es doch fast allemal Esparsette.

W. Das kann wohl seyn. Aber wie dann, wenn man weder Klee noch Esparsette aussähen darf? Wenn ich zum Beyspiel heuer Klee in die Brache säe, so muß ich alle Tage Gefahr laufen, daß er mir vom Hirten und Schäfer abgehütet wird. Das sind Dinge, die wider die Triftgerechtigkeit laufen, und welche die Gemeinde nicht leidet. Ja wenn unsere großen gemeinen

Weideplätze unter die Nachbarn vertheilt würden, so könnten wir nicht nur Klee in unsere Brache machen, sondern auch jeder Nachbar würde wenigstens 10 bis 12 Aecker reicher, und könnte auf derselben Futter für sein Vieh in Menge ziehen. Aber, bis es dahin kömmt, werden noch viele Tropfen Wasser vorbeyfließen, und wenn sich die Obrigkeit nicht ins Mittel schlägt, so wirds ohnehin nichts draus.

B. Ich dachte, euer Schulze wäre so ein verständiger Mann?

W. Das wohl! Aber was kann denn dieser gute Mann allein machen; die andern Nachbarn haben für alles, was neu heißt, keinen Sinn, berufen sich immer auf ihre Groß- und Urgroßväter, und sprechen, die waren auch keine Narren, und wie diese es machen, so wollen wirs fort machen, und damit Punktum.

B. Da wäre freilich kein besserer Rath, als daß euer Schulze einen Bericht an die Obrigkeit machte, ihr den Schaden zeigte, den ihr davon hättet, wenn euer Rindvieh auf die Weide gehen müßte, wie daher die meisten Krankheiten entstünden, die Hälfte des Düngers verschleppt würde, wie die meisten Wiesen deßhalb nur dürre (einschürige) Wiesen seyn könnten, die feuchten Wiesen durch das schwere Vieh zertreten würden, wie die Gemeindeplätze, wenn sie einmal abgehütet worden, meist leer von allen guten Futter wären, das Vieh sich an den jungen unkräftigen Grassprossen nur krank und hungrig fräße, die Kühe die Milch verliesen, und

was

was dergleichen Nachtheile mehr wären, und alsdenn wenigstens nur um die Erlaubniß bäte, daß man in die Brache Klee bauen dürfte.

W. Das wäre wohl ein Vorschlag, der sich hören ließ; alsdann könnten die Schafe immer auf den Gemeindeplätzen herumtrampeln, denn diese sind immer, wie er wohl selbst wissen wird, der Stein des Anstoßes, wenn von Vertheilung der Hutplätze die Rede ist.

B. Und wenn wir unpartheyisch seyn wollen, Herr Gevatter, so sind sie auch kein kleiner Stein; denn so viel ist gewiß, beym Rindvieh ist der Nutzen der Stallfütterung ausgemacht und ohne allen Zweifel, beym Schafvieh aber bleibt es noch immer die Frage, ob es nicht besser für die Wolle, Fleisch und die ganze Oekonomie sey, wenn sie auf die Weide gehen, als wenn sie im Stalle, auf den Hof oder in den Horden mit Klee gefüttert werden, und hier thut, glaube ich, jeder Oekonom am besten, wenn er sich nach seiner Gegend und Lage richtet.

W. Was sollen denn die Leute mit ihren Rindvieh machen, die in gebirgigen und waldigen Gegenden wohnen, die oft keinen Acker für den Roggen geschweige für den Klee haben?

B. Diese können in Gottes Namen ihr Vieh auf die Weide treiben; denn sie haben ohnehin die mehresten nachtheiligen Folgen nicht zu befürchten, denen man in flachen ebenen Gegenden ausgesetzt ist. Wenn alsdann nur der Hirte den schädlichen Thauen und Reifen, der großen Hitze und Kälte und den heftigen Regengüssen

auszuweichen sucht, und das Vieh, wo möglich, jede Woche einmal im Stalle bleibt und mit Heu oder besser, um das Heu im Sommer zu schonen, mit Gras, das mit Salz vermischt ist, gefüttert wird, so kann es immerhin auf die Weide gehen.

W. Aber unterdessen, eh wir durch Kleefütterung vor den meisten Krankheiten des Rindviehs gesichert sind, so sag er mir doch noch einige Mittel, damit man sich im nöthigen Fall doch zu helfen weiß.

Was macht man denn z. B., wenn die Kühe die Kröte bekommen?

B. Da macht man halt Nichts und auch Etwas

W. Das ist ja curios! Nichts, wenn sie die Herzkröte bekommen, welche man auch die innerliche Kröte oder das böse Ding nennt, denn da blöcken sie auf einmal schrecklich auf, stürzen nieder, und sind, wie vom Schlage gerührt, todt.

W. Unserm Nachbar ist vorigen Sommer eine an diesem Uebel gefallen (gestorben), und er ist und bleibt dabey, daß sie an einer großen garstigen, giftigen Kröte gestorben sey, die sie verschluckt habe.

B. Hat er es ihm denn nicht ausgeredt?

W. Ja freilich; aber was hilfts bey solchen Leuten. Ich sagte, daß seine Kuh eben so wenig eine Kröte kauen und verschlucken würde, als er, und daß auch die Kröten nicht so giftig wären als man sie gewöhnlich verschriee. Allein er blieb bey seinem Krötenglauben, ich mochte sagen, was ich wollte.

B. Nun

B. Nun giebts aber noch die ordentliche oder äußerliche Kröte, und gegen diese hat man Etwas.

W. Woran erkennt man denn aber diese Krankheit? denn die Hirten sind zuweilen selber nicht einig, und einer nennt dieß, der andere jenes, die Kröte.

B. Bey dieser Krankheit schwillt dem Viehe der ganze Kopf und innerlich der Mastdarm. Man schlägt ihm eine Ader am Halse, sticht ihm den Geschwulst mit einer Nadel auf, daß die gelbe Feuchtigkeit, die sich drunter gesammelt hat, herausfließt und giebt ihn einen Löffel voll Mithridat und Bergöhl ein, daß man in allen Apotheken bekommen kann.

W. Auf Mithridat hält unser Hirte auch viel. Aber ob er es immer zur rechten Zeit eingiebt, das ist eine andere Frage.

B. Sonderbar ist es, daß hitzige Kühe diese Krankheit mehrentheils aus Zorn und Rache bekommen, wenn sie in einem Kampfe nicht gewonnen haben, oder stark gestoßen worden sind.

W. Das hat unser Hirte auch gesagt.

Wie sieht es denn aber mit dem Feuer aus?

B. Nicht gut, wenn dieser Krankheit nicht durch Einziehen mit Christwurz an den Hinterbeinen vorgebeugt wird.

W. Was hat man denn vor Kennzeichen vom Feuer?

B. Das Vieh nimmt bey der besten Fütterung ab, und sieht trübe aus den Augen.

Wenn man ihm die böse Feuchtigkeit, die durch das

Futter entsteht, das durch böse Thaue vergiftet ist, wieder aus dem Leibe schafft, und dieß geschieht eben durch das Einziehen mit Christwurz; so wird es bald wieder gesund. Die scharfe Wurzel macht nämlich, daß die bösen Säfte, die im Körper stecken, an dem Orte, wo sie zwischen dem Felle und Fleische eingesteckt ist, wieder herauseitert.

W. Woher entsteht denn die Darmgicht, (Colik, das Darmschneiden)?

B. Auch von böser Weide, und schädlichen und schlechten Futter. Das Rindvieh wälzt sich dabey schrecklich auf der Erde herum.

W. Und wie curirt man sie?

B. Man giebt ihm ein Löffel voll Eßig mit Kreide ein.

W. Dieß wäre ja ein simpeles Mittelchen?

B. Allerdings. Die simpeln sind aber immer die besten.

W. Gewöhnlich giebt man allerhand abscheuliche Arzeneyen ein, z. B. Katzenkoth, Heringslake, Sauerkrautsbrühe, Teufelsdreck u. d. g.

B. Davon mögen wohl die Kühe die Darmgicht eher bekommen, als daß sie sie verlieren sollen.

Drey und zwanzigstes Gespräch.

Fortsetzung des Gesprächs, von den Krankheiten des Rindviehes.

Wirth. Bote.

B. Voriges Jahr hatten die Kühe in unserm Dorfe und in unserer Nachbarschafft eine garstige Krankheit, woran ihrer viele starben, und ich glaube, sie würden alle drauf gegangen seyn, wenn nicht der Schulmeister in W. ein Mittelchen angegeben hätte, wodurch auf einmal bey denen, die noch gesund waren, der Krankheit vorgebeugt wurde, und die, welche wirklich schon krank waren, kurirt wurden.

W. Was war es denn für eine Krankheit?

B. Eine Seuche war es, die ein Stück nach dem andern befiel, und welche die Hirten die Maul- und Fußkrankheit nennten.

W. Vor zehn Jahren passirte das nämliche Uebel in unserm Dorfe. Das Vieh bekam zwischen den Klauen und im Maule, am Gaumen, am Zahnfleische und auf der Zunge helle Wasserblasen, wie die Haselnüsse groß.

B. Ganz recht, das ist eben dieselbe Krankheit.

W. Wie entsteht aber nur eine solche Viehseuche?

B. Ja wenn man dieß allemal mit Gewißheit sagen könnte. Was kann aber anders die Ursach seyn, als

schlechte Witterung und schädliche Dünste, die sich in der Luft befinden, und auf das Futter und die Thiere wirken, wenn sie auf der Weide sind?

W. Da hätten wir also wieder eine nachtheilige Folge der Hutweide.

B. Freilich. Diejenigen Kühe, die im Stalle geblieben waren, und allein standen, blieben auch verschont.

W. Und womit wurde denn dem Uebel vorgebeugt oder abgeholfen?

B. Durch gar einfache Mittelchen. Das Vieh, welches noch nicht damit behaftet war, bekam Morgens und Abends in seinen Trank Leinkuchen mit 1/2 Loth Salpeter vermischt, und blieb verschont; denjenigen aber, die schon Blasen hatten, wurden sie mit einem Tüchelchen, das in Salzwasser getaucht war, an den Füßen und Maul aufgerieben, und die wunden Stellen mit Theer bestrichen.

W. Solche Mittel lasse ich gelten. Wenn man doch auch ein Mittel gegen den Zungenkrebs (die Mundfäule, die Finnen, den Krebs, die Schwämme) hätte. Diese Krankheit hat viel Aehnliches mit der Maul- oder Fußkrankheit, ist aber noch ansteckender und gefährlicher.

B. Ich kenne sie wohl; man nennt sie bey uns die Mundfäule. Das Rindvieh bekömmt kleine weiße helle Körnchen oder Bläschen an der Zunge, und dem Zahnfleisch, und aus diesen werden dann eine oder mehrere schwarze Blasen; die Stimme wird rauh, es steht schwer

auf

auf den Hinterfüßen, bekommt einen starken Husten, welcher mit einen stinkenden Geruch begleitet ist.

W. Diesen letzten Zustand nennen wir bey uns die faule Bräune.

B. Bey uns auch.

Auch diese Krankheit holen die Kühe auf der Weide; denn sie entsteht, aller Wahrscheinlichkeit nach, von giftigen Kräutern, und besonders, wenn sie solche Pflanzen fressen, die der Mehlthau verdorben hat, oder faules, stehendes Wasser saufen.

W. Ich denke, meine Kühe sollen davor sicher seyn. Ich gebe ihnen alle Woche ein Paarmal Wachholderbeeren oder Lorbeer und Küchensalz gepülvert fünf Finger voll unter das Futter, das hat immer die vortreflichen Dienste gethan, nicht nur für diese, sondern fast für alle ansteckende Krankheiten.

B. Da thut er wohl.

W. Allein wie die Krankheit, wenn sie einmal da ist, zu heilen sey, weiß ich nicht.

B. Vor allen Dingen muß man den kranken Thieren, die eine Blase haben, dieselbe ausschneiden, und mit scharfen Dingen, als mit Weinessig, auswaschen, mit blauen Vitriol ausreiben, und mit Salz, Alaun oder Salpeter bestreuen, sonst verheert der Brand die Zunge in kurzer Zeit, und sie fällt stückweise heraus.

W. Das habe ich auch gehört, daß die Zunge ganz herausfallen soll, ehe das Vieh stürbe.

B. Innerlich giebt man demselben im Frühjahr alle Morgen und Abend frische Weidenblätter, ein Paar

Löffel

Löffel voll Salz und einen Löffel voll gestoßene Enzianblätter: im Winter aber 1/2 Pfund Enzian Wurzel, 8 Loth Schwefel, 4 Loth Salpeter, und 3 Loth Ofenruß, gepülvert in einem Tage 3 Eßlöffel voll in frischem Wasser. Man hat auch noch andere Mittel, welche helfen. Wenn man nämlich bemerkt, daß die Zunge des Thieres nicht rein ist, so schlägt man ihm die Drosselader, und giebt ihm einen Trank aus Salpeter, Weinsteinrahm und Kampher, und in der Folge Chinarinden und stärkere Säuren. Dabey bekömmts nur halbe, aber unverdorbene Fütterung, und es wird ihm mit schwarzer Nieswurz, die in spanischer Fliegentinktur eingeweicht ist, ein Fontenell an die Brust gesetzt, oder, wie die Hirten sagen, eingezogen.

W. Auch die **Knotenkrankheit**, oder das fliegende Feuer, der fliegende Brand, wie sie die Hirten nennen, verursacht zuweilen ein großes Viehsterben.

B. Ja wohl. Diese Krankheit befällt nicht allein das Rindvieh, sondern auch das Rothwildpret, Hirsche und Rehe. Im Jahr 1778 fielen auf dem Thüringerwalde in einigen Forsten über 100 Stück daran, und das Rindvieh starb in allen Walddörfern. Man gab damals die **große gelbe Holzwespe** als die Ursache an; allein wohl ohne Grund.

W. Wie sieht denn diese Holzwespe aus?

B. Wie eine große Hornisse, die man auch Pferdehornisse nennt. Sie hat eben die Größe und auch dieselbe Farbe; nur unterscheidet sie sich dadurch von ihr, daß sie am Hinterleibe einen großen 1/2 Zoll langen

Sta-

Stachel hat, mit welchem sie aber nicht sticht, sondern nur die Eyer in die faulen Tannen- Kiefern- und Fichtenstämme legt. Es ist also dieß ihr Legestachel und kein Stachel zum Stechen. Man trifft sie in Nadelwäldern in manchen Jahren häufig an, wo sie an den Fichten- und Tannenstämmen herumkriechen. Jetzt in diesem Monate bricht diese Krankheit aus, und das Vieh, das besonders des Abends im Walde weidet, wird damit befallen. Da es nun in diesem Monate grade diese große Wespe am häufigsten giebt, so hat man ihr die Schuld derselben beygelegt.

W. Das glaub ich auch.

Es ist aber doch eine abscheuliche Krankheit, ob sie gleich nicht ansteckt. Es entstehen an verschiedenen Theilen des Leibes große Knoten, die eine gelbe Feuchtigkeit enthalten, und von welchen das Vieh, wenn sie nahe am Kopfe sind, in 8 bis 12 Stunden und, wenn sie weiter davon sind, in 24 bis 36 Stunden stirbt.

So gieng es auch Anno 1778, wie ich mich wohl erinnere. Allein hat man denn kein Remedium (Hülfsmittel) für dieß Uebel?

V. O ja. Es hilft aber nicht allemal, oder läßt sich vielmehr nicht allemal glücklich genug anwenden. Man schneidet den Vieh nämlich die Knoten an den Orten, wo es geschehen kann, ganz aus, oder wo es nicht geschehen kann, schneidet man sie nur auf, drückt die giftige Feuchtigkeit heraus und legt dürre Christwurz auf, damit sie vollends herausgezogen wird, und reinigt die Wunde mit Weinessig oder Urin.

W. Das

W. Das alles wäre ja leicht.

Aber da wir doch einmal von den bösen Krankheiten des Rindviehs reden, so sag er mir doch nur eigentlich, was die Hornviehseuche ist, welche zuweilen, wie die Pest, um sich greift und die Länder sperrt.

B. So viel ich weiß, will ich ihm mittheilen, denn sie ist von mancherley Art. Die verderblichste und ansteckendste aber besteht in einer Entzündung an verschiedenen Theilen, die sich anfänglich durch Hitze und Ausfließung der Augen und Nasen äußert, und von einem verhärteten Magen (Pfalter, Kalender) und zu großer Galle entspringt.

W. Woher entsteht sie denn?

B. Wie man sagt von anhaltender dürrer Witterung, staubiger Weide, unreinem Getränke, Pfützensaufen und Mehlthau.

W. Und man hat gar keine Vorbeugungs- und Heilungsmittel?

B. Warum nicht? Das Maul des Viehes des Tages etlichemal mit Salz ausgerieben, und mit Essig ausgewaschen, und ihm eine Kugel von Sauerteig zwey Zoll im Durchschnitt und ein Paar Messerspitzen voll Salz eingegeben, hilft gewöhnlich. Und man hat behauptet, daß die Kühe, welche beständig und stark mit Leinkuchenmehl gefüttert würden, mitten in der Seuche unter dem angesteckten Vieh gesund blieben. Auch saure Aepfel und ein Extract davon, den man in der Apotheke sich machen lassen kann, retten und bewahren sie.

W. Da wäre ja doch noch einigermaßen zu helfen.

Vier und zwanzigstes Gespräch.

Fortsetzung von den Krankheiten des Rindviehs.

Wirth. Bote.

W. Ich habe schon lange auf ihn gewartet, Herr Gevatter, weil ich seines Raths einmal gar sehr bedarf. Meiner Tochter ihre Kuh ist krank, und es weiß niemand, was ihr fehlt; auch selbst von alle den Krankheiten, die er mir schon gesagt hat, will keine auf das kranke Thier passen. Unser Hirt spricht, sie hätte das kalte Feuer, und kurirt drein und drauf; allein es will, wie sich leicht denken läßt, nichts anschlagen. Mir deucht auch, das kalte Feuer wird sich so wenig kuriren lassen, als es sich dran wärmen läßt. Wer in aller Welt wird denn nur eine Krankheit das kalte Feuer nennen?

B. Es giebt allerdings eine Krankheit, die diesen Namen führt, aber ob sie diese Kuh gerade hat, das ist eine andere Frage. Was fehlt ihr denn eigentlich?

W. Die Haare stehen ihr auf der ganzen Haut rauh und verwirrt zu Berge, sie zittert dabey am ganzen Leibe, als wenn sie friere, und vorzüglich ist unter der Haut ein windiges Wühlen, als wenn Ratten unter derselben hin und her liefen, sie will nicht fressen, verdreht zuweilen die Augen und brumt ängstlich.

B. Da hat der Hirte ganz Recht, es ist dieß keine andere Krankheit, als das kalte Feuer, oder, wenn er

das

das Wort nicht leiden kann, es ist dasselbe, was man beym Menschen den Friesel nennt. Freilich bringt die starkste Natur beym Rindvieh weit größere Bewegungen hervor, als die schwächere Natur des Menschen beym Friesel zu thun pflegt.

W. Das ist doch wunderbar. Allein worin liegt denn nur der Grund dieser Krankheit?

V. In einer Verstopfung um das Gekrös, an den Gedärmen und der Schweißlöcher, und mehrentheils wird das Vieh damit befallen, wenn es zu stark getrieben oder gehetzt wird, jähling kalt drauf säuft, oder in einen kalten Stall kömmt.

W. Da mag auch wohl die Ursache liegen. Es ist eine neue Kuh, die etliche junge Bursche vorige Woche meiner Tochter gebracht haben; diese mögen sie wohl sehr gejagt haben, und da sie in den kalten Stall gekommen ist, so ist der Schweiß zurück getreten.

V. Da hat er ja die Ursach der Krankheit.

W. Aber woher kömmt denn nur die Angst und große Bewegung im Körper?

V. Daher, daß die böse Materie nirgends herauskommen kann. Durch den unnatürlichen Weg geht es nicht so leicht beym Vieh, als bey dem Menschen, und durch die Schweißlöcher kann es nicht gehen, weil diese verstopft sind, daher entsteht denn ein so schreckliches Rumoren im Leibe. Es muß also hier, weil die Sache keinen Verzug leidet, ein Mittel angewandt werden, welches den Augenblick, so wohl die innerliche als äußerliche Verstopfung öffnet.

W. Und

W. Und das ist?

B. Ein frischer Hering; diesen dunkt man über und über in Theer, wie ihn die Seiler verkaufen, und steckt ihm den Vieh so in dem Rachen weit hinunter. Das Vieh wird binnen einer halben Stunde zu schwitzen und zu harnen anfangen, der Hering in kurzer Zeit durch den Hintern erscheinen, und alles Zittern unter der Haut ein Ende haben. Der Hering ist ein schnelldurchdringendes Mittel, weil er als ein Fisch der Natur des Rindviehs zuwieder ist, der Theer aber thut in ziemlicher Quantität, als ein wahres balsamisches Wesen, alles was das Succinum beym Menschen thut, das die Aerzte in Verstopfung der Schweißlöcher und in Austreibung des Friesels geben.

W. Das glaub ich auch. Geh doch hin, Christian, und sage das geschwind deiner Schwester.

Da wir aber nun wieder auf dieses Kapitel gekommen sind, so erzähle er mir doch die übrigen Krankheiten und ihre Heilarten.

B. So vieler ich mich erinnere, will ich ihm gern mittheilen.

Wenn die Kühe die Lungensucht, schweres Athmen oder den Husten haben, so nimmt man Spiesglas und gemeinen Schwefel, jedes ein Loth schwer, reibt und siebt es klar durch, und mischt es mit zerstoßenem Malze, dazu man warmes Bier oder Wasser thut, bis es zu einem Mus wird. Von diesem Mus gießt man allezeit über den dritten Morgen dem hustenden

Vieh etwas ein, läßt es die Nacht vorher hungern, und behält es auch im Stalle.

Das Rindvieh bekömmt auch manchmal Mängel an den Füßen und Klauen; das beste hierbey ist, man schmilzt Pech und Oehl unter einander, und bestreicht es damit zwischen den Klauen.

Zuweilen bekömmt es auch Geschwüre an der Kehle, dem Kinn und Halse; diese wäscht man mit Menschenurin oder Salzwasser, und beschmiert sie alsdann mit weichem Pech und Schweinefett, daß man unter einander zerlassen hat.

Die Augenschwäre heilt man mit Aufstreichung eines Pflasters von Waizenmehl und Honig.

Wenn sich eine Kuh einen Nagel oder sonst etwas eingetreten hat, und zu hinken anfängt, so steckt man Speck in die Wunde, bindet sie zu, und wäscht sie des andern Tages mit Storchschnabel-Wasser aus. Hinket sie aber erfrorner Füße halber, so muß man ihr dieselbe mit altem warmen Urin waschen. Auch ist hierbey ein Sälbchen von gesalzener Butter, Ziegenmilch und altem Schmalz gut.

Die Ochsen ziehen sich manchmal so wund, daß das bloße Fleisch da liegt. Man schmieret diesen Schaden mit Butter und Wagenschmier unter einander gemischt, und behält bis zur Heilung das verwundete Thier in einem warmen Stalle. Rindermark, Schweineschmeer, Bocksunschlitt, auch Pech in Baumöhl zerlassen, thun gleiche Wirkung.

Alle äußerlichen Fleischwunden von Stößen

sen oder Schlägen, werden mit einer Salbe von Eyerdotter, eben so viel dickem Terpentin und ohngefähr einer Wallnuß groß ungesalzener Butter täglich dreymal verbunden und geheilet.

Die Entzündung des Eiters oder das Aufspringen der Striche, welchen Uebeln die Kühe durch vielerley Zufälle so sehr ausgesetzt sind, vertreibt man durch Bestreichung mit ungesalzener Butter oder durch Auflegung einiger Lilienblätter, die in Baumöhl gelegen haben.

Die Geschwulste und Knoten des Eiters bringt man, wenn sie sich nicht durch gelindes Reiben mit Kampfer zertheilen lassen, durch Umschläge von warmer Hafergrütze zur Eiterung, und heilt sie alsdann wie andere Geschwüre.

Die großen Warzen unterbindet man mit einem Pferdehaar oder einem seidenen Faden und die kleinen beizt man mit einer scharfen Lauge weg.

Es geschieht auch oft, daß dem Rindvieh der Mastdarm heraustritt; diesen bestreut man mit gepülverter Tormentilwurzel und schiebt ihn sanft wieder hinein.

Wenn es Läuse bekömmt, so kocht man wilde Kastanienblätter in Salzwasser und wäscht es damit.

Wider die Dasselbeulen (Bosselbeulen, Biekebeulen), die das Rindvieh, besonders das magere, oft in großer Menge auf dem Rücken bekommt, dient öfteres Waschen mit Salzwasser.

W. Was hat es denn nur eigentlich für eine Beschaffenheit mit den Dasselbeulen? unser Hirt spricht, es

wären Geschwüre, ich habe ihn aber schon gar oft widersprechen müssen, weil ich ordentliche Maden heraus gedrückt habe.

B. Er hat auch Recht. Diese Beulen enthalten keinen Euter, sondern allzeit einen weißen Wurm, welcher an dem einen Ende zwey schwarze Häkchen hat, womit er sich im Fleisch fest hält. Man nennt diese Maden oder Würmer Engerlinge (Enderlinge) und trifft sie besonders unter den Hirsch- und Rehhäuten im Winter in so großer Menge an, daß sie ganze Löcher in das Fleisch fressen. Es sind die Raupen oder Larven, welche nach einigen Verwandlungen zu einem Insekte werden, welches die Naturforscher Ochsenbremsen*), die Hirten aber Pisselmücke oder den Beyer nennen. So bald nämlich ein solches Insekt, das wie eine kleine Hummel aussieht, über ein muthiges Stück Vieh kömmt, und seine Eyer auf dasselbe legen will, so fängt es an, wie wüthend herum zu springen. Die dürren und ohnmächtigen Kühe aber halten stille; daher es denn auch kommt, daß diese die mehresten Beulen bekommen. Diese Bremse legt vorzüglich ihre Eyer auf die Haut des Rindviehs, der Hirsche, Dannenhirsche und Rehe, und zwar auf dem Rücken und die Hinterschenkel. Daraus entstehen kleine Maden, die sich unter die Haut einfressen, den ganzen Winter hindurch sich hier ernähren, und wenn sie groß werden, große Löcher in das Fleisch dieser Thiere nagen. Im Februar sind diese Maden ausgewachsen, und die Beulen also am größten, und fangen an Löcher in die Haut zu fressen, aus welchen sie herauskriechen

und

*) Oestrus bovis. Lin.

und sich in Puppen verwandeln können. Die Hirsch- und Rehhäute sind alsdann so durchlöchert, daß man sie gar nicht brauchen kann.

Im März kriechen sie unter der Haut hervor, fallen herunter, begeben sich in das Moos, oder auch nur unter die Erde oder einen Stein, werden daselbst mit einer harten braunen eyrunden Haut überzogen, bleiben in dieser Gestalt einige Monate unthätig liegen, und verwandeln sich alsdann im Sommer in die sogenannten Ochsenbremsen. In wärmern Ländern, wo diese Maden in sehr großer Menge unter der Haut des Rindviehs angetroffen werden, hat die Natur von selbst für ein Gegenmittel gesorgt, indem sich ein Vogel, der Ochsenhacker heißt, auf den Rücken des Rindviehs setzt und mit seinem Schnabel diese Maden, welche seine vorzüglichste Nahrung sind, hervorholet.

W. Ey das ist ja eine gar artige Geschichte!

Fünf und zwanzigstes Gespräch.

Nachricht von einem gelungenen Versuche, die Kartoffeln aus dem Saamen zu erziehen.

(Im September).

Bote. Wirth.

B. Heute will ich ihn einmal mit etwas Oekonomischen unterhalten, wenn er Lust hat, es anzuhören?

W. Gar zu gerne! Nur heraus damit.

B. Vor vierzehn Tagen, gieng ich, wie gewöhnlich, nach der sächsischen Fabrikstadt Suhl, im Hennebergischen. Wie ich in die dortige Flur kam, so stand ein gewisser Gelehrter, aus der Stadt, Hr. Beutler, (Er ist jetzt, wie ich höre, als Rector nach Waltershausen berufen!) vor einem Acker, und ließ Kartoffeln aushacken. Die Leute verwunderten sich bey jedem neuen Stocke, den sie ausrauften, und schrien immer darzu: Ei, wer hätte das denken sollen! Sehen Sie einmal hierher, Hr. Beutler, wie die Zwiebelrispen hängen sie! — Da wieder ein Nest voll, und alle, wie wenn sie gedrechselt wären! — Ich erkundigte mich also, was es denn eigentlich mit diesen Wunderkartoffeln für eine Bewandniß habe, und Hr. Beutler erzählte mir selbst, daß es Kartoffeln wären, die er aus den Saamen erzogen hätte. Ich beäugelte nun das Ding genauer und fand

fand wirklich, daß es nicht bloß schöne Kartoffeln, sondern auch die Stöcke groß und stark waren, und die Kartoffeln in Menge dran hiengen. Ach! und sie schmekken, rief eine alte Frau, wie ein Nüßchen, und eine andere, wie Zucker! Das wäre ja ein Versuch, sagte ich zu Hrn. Beutler, den man allenthalben bekannt machen sollte. Auf diese Art könnte man ja die guten Kartoffeln am ersten wieder einführen. Wie haben Sie es denn nur angefangen? Wenn er wieder kömmt, antwortete er, so will ich es ihn ein wenig aufschreiben, da kann er es alsdann den Leuten, die Lust haben, es nachzuahmen, mittheilen. Und wie Herr Beutler in ganz Suhl für einen Mann bekannt ist, der Wort hält, so zeigte er es auch hier. Wie ich gestern Briefe bey ihm abgeben wollte, so rief er mir schon auf der Treppe zu: komm er nur herauf, Bote, die Kartoffelgeschichte liegt auch auf dem Pulte parat für ihn. Und hier habe ich sie also in der Tasche, Herr Gevatter.

W. Das ist ja ein guter Herr.

B. Dafür ist er auch in der ganzen Gegend bekannt. — Nun hör er zu. (Er liest).

Im September, des vorigen Jahres sammelte ich von einigen, meist rothen, Kartoffelpflanzen, welche längliche rothe Kartoffeln tragen, und im Hennebergischen die guten Sorten sind, die Beeren oder Kugeln, die aus den Blüten entstehen, ein, ohngefähr einen Teller voll. Sie waren noch ganz grün und steinhart, und also völlig unreif. Ich legte sie in eine Stube, die nicht geheizt wird, in der sie aber doch vor den Frösten hinlänglich

gesichert waren, und nach und nach fiengen sie an, welk, weich und theils weiß, theils schwärzlichroth zu werden. Im Februar, dieses Jahres, nahm ich die größten und weichsten, ohngefähr eine Handvoll, und zerschnitt solche in mehrere Stücken, drückte den Saamen mit dem ihn umgebenden Schleim in ein Glas Wasser, und rührte ihn so lange darinne um, bis er vom Schleime ganz gereinigt war; hierauf goß ich das Wasser ab, brachte die kleinen nierenförmigen Körner auf ein Blatt Papier, und trocknete sie in der warmen Stube, doch nicht auf dem Ofen. Den 8ten April, früher war es der Fröste wegen nicht möglich, sähete ich nun diesen Saamen in Reihen auf gutes und gedüngtes Gartenland, und weil ich noch einige ganze Beeren hatte: so schnitt ich solche in vier Stücken, und steckte sie eine Hand breit von einander einzeln in die Erde. Nach ohngefähr 14 Tagen fieng der vorher getrocknete Saamen an aufzugehn, und ob wir gleich eine sehr trockene Witterung hatten, so wuchsen doch die Pflänzchen auf das Beste, auch der noch in den Beeren befindliche Saamen gieng auf, nur etwas später, doch wuchsen die Pflanzen bald nach. Zu Ende des Mays und Anfang des Junius setzte ich nun die Pflanzen fort, und zwar theils auf schwarzes gutgedüngtes Gartenland, theils auf etwas kiesichtes, doch auch gedüngtes Ackerland. Aus Mangel an Platz konnte ich aber nicht mehr als, im Ganzen genommen, ein Stück von 3 Ruthen in die Länge und 1 Ruthe in der Breite damit bepflanzen: ich theilte daher die übrigen Pflanzen verschiedenen Freunden mit. Und ohnerachtet die Pflan-

zen

zen in ganz ausgetrocknetes Land gesetzt werden mußten, und der Regen lange ausblieb, so verdarb doch nicht eine meiner Pflanzen; nur vergiengen einige Wochen, ehe sie anfiengen zu wachsen. Sobald sie aber nur etwa 1/2 Schuh über die Erde waren, wuchsen sie äußerst schnell, und breiteten sich außerordentlich aus. Ich behandelte sie nun wie die Setzkartoffeln, ließ sie behacken und hernach behäufeln, und sie überwuchsen nun die Setzkartoffeln. Auch unterscheiden sie sich sehr von jenen durch die größern, breitern und glänzend grünen Blätter. Vorzüglich große starke Stengel bekamen die im Garten stehenden Pflanzen. Ich habe die meisten gemessen, und der Hauptstengel war immer 6, 7 und 8 Schuh lang, und eines Daumens dick. Zu Ende des Augusts und Anfange des Septembers fiengen sie an zu blühen, und zwar hatten einige weiße, andere röthliche Blüthen, doch kamen nicht alle zur Blüthe, und nur einige trugen Beeren. Ohne, wie es sonst hier gewöhnlich ist, das Kraut abschneiden zu lassen, ließ ich meine Kartoffeln unberührt in der Erde stehn, so lange ich es nur wegen der Witterung und ohne Fröste befürchten zu müssen, thun konnte. Den 11ten Oktober machte ich aber endlich Anstalt, sie einzuerndten, und ich bekam weit mehrere und größere Kartoffeln, als ich je erwartet hatte, doch wurden die, welche im Garten gestanden, und so sehr in das Kraut geschoben hatten, von denen auf dem Acker, die kleineres Kraut hatten, weit übertroffen. Ich bekam 6 Metzen oder 1/3 Dresdner Scheffel, und zwar viererley Sorten, gelbe, fleischfarbene, rothe, und dieß

wieder bald mehr, bald weniger dunkel, und hellroth, und schwarzrothe, verschiedene von den letztern und den rothen haben mitten im Fleische einen purpurrothen Kreis. Die Schale ist bey manchen glatt, bey andern aber rauh und voll von kleinen Ritzen, auch sind an den meisten eine Menge Augen. Manche waren rund und manche waren länglich, und in Rücksicht der Größe waren zwar die meisten wie Tauben- und Hühnereyer, und wogen nur 1/2 bis 2 1/2 Loth, doch hatte ich auch mehrere, welche 4, 7 und 9 Loth schwer waren. Und so sind auch die Pflanzen, welche ich verschiedenen Freunden gegeben hatte, und die auf ganz verschiedenem Lande standen, alle aufgekommen, und haben viele und große Früchte getragen.

Von jeder Sorte habe ich einige kochen lassen, und sie mehlichter und wohlschmeckender, als alle andere bisher erhaltenen und gebauten Kartoffeln gefunden. Sie hatten einen Kastanien und Wallnüssen ähnlichen Geschmack.

Einige Pflanzen hatte ich auf dem Beete, wo ich sie gesäet hatte, stehn gelassen, und nicht verpflanzt, um zu sehen, ob auch diese Früchte tragen würden, und auch von diesen habe ich viele und große Kartoffeln geerndtet. Indessen glaube ich doch, es ist rathsamer, sie zu verpflanzen, nicht nur weil sich das Kraut sehr weit ausbreitet, sondern auch, weil die Wurzeln unter der Erde weit fortlaufen, es erstickt daher eine Pflanze die andere, und das Wachsthum der Wurzeln wird gehindert.

Endlich, um alles zu versuchen, und weil ich an vielen Stöcken eine beträchtliche Anzahl Keimen, und mehrere nur der Größe einer Erbse erreichenden Knollen fand, habe ich einige Stöcke im Lande gelassen, und mit Erde ganz bedeckt, und mehrere Hölzer darzwischen und herum gesteckt, um sie durch die Erde vor dem Frost und durch die Stöcke vor den Mäusen zu sichern. Diese will ich nun nicht eher ausheben, als kommendes Frühjahr, um zu sehn, ob sie vielleicht durch das längere Bleiben in der Erde größere und mehrere Früchte tragen, und welchen Grad der Kälte sie im Lande aushalten können.

W. Das wird er doch auch mittheilen?

B. Ganz gewiß! Ich will ihn schon darum bitten. (liest weiter).

Von den gesäeten Kartoffeln habe ich die Beere wieder sorgfältig gesammelt, und bewahre sie auf, um ihren Saamen im Frühjahr abermals zu säen, auch habe ich wieder Beere von Setzkartoffeln und zwar meist von gelben Stöcken, eintragen lassen, und will den Saamen abermals säen, um, da der Versuch so ganz gelungen ist, mich mit ganz neuen Kartoffeln zum Setzen zu versorgen.

Dieser Versuch beweißt übrigens nicht nur, daß auch in kältern Gegenden die Kartoffeln aus Saamen gezogen werden können, sondern er giebt auch den sonst ganz verachteten Beeren der Kartoffeln einen Werth, und man sollte in jedem Herbst eine gewisse Anzahl derselben sammeln und aufbewahren, um, wenn die Kartoffeln, wie im Jahr 1789, erfrieren, und es an Setzkartoffeln

fehlt,

fehlt, mit dem Säen der Kartoffeln sich noch helfen zu können.

W. Das soll er mir nicht umsonst gesagt haben. Nun ists freylich zu spät, die Kartoffelkugeln einzusammeln, denn ich habe meine Kartoffeln alle schon eingeerndtet, aber kommendes Jahr, geliebts Gott! soll es gewiß geschehen.

B. Ich erfuhr es gerade noch zu rechter Zeit, und habe einen ziemlichen Vorrath einsammeln lassen. Ich kann ihm also auch noch etwas abgeben.

W. Auf diese Art kann man ja sehr wohlfeil zu Setzkartoffeln kommen.

B. Allerdings. Wenn man doch dieß voriges Jahr gewußt, wo es im Frühjahr so sehr an Kartoffeln fehlte, und mancher arme Landmann keine einpflanzen konnte, weil er alle seinen Vorrath in den kalten und langen Winter aufgezehrt hatte.

Sechs und zwanzigstes Gespräch.

Von den schädlichen Obstraupen und ihrer Vertilgung.

(Im December.)

Wirth. Bote.

W. Nun, Herr Gevatter, warum heute so schrecklich bepackt?

B. Weiß er denn nicht, daß wir bald Weihnachten haben. Wo ich also jetzt hinkomme bey gute Freunde

de, da kommen die Kinder und befühlen mir die Ranzen, ob nichts für sie drinne steckt.

W. Das glaub' ich ihm.

B. Ich habe also ein Paar Schock Aepfel und Winterbirnen für meines Bruders Kinder in L* bey mir, daß ich was auszutheilen habe, wenn ich komme.

W. Das wird ja eine Freude werden! besonders da es dieses Jahr in L*, so wie hier, kein Kröbschen*) gegeben hat.

B. Ja, wenn ich meine aufrichtige Meynung sagen soll, so seyd ihr selber Schuld, daß ihr kein Kröbschen bekommen habt.

W. Und warum? Wer kann denn dafür, wenn die Würmer alle Blüten ausfressen, daß nach der Baumblüte keine Spur von Kirschen, Birnen und Aepfeln zu entdecken ist.

B. Dafür könnt ihr eben — Hagel, Frost und Platzregen kann man in der Blütezeit freilich nicht hindern — aber über die Raupen, die die Blüten ausfressen, muß der Mensch Herr seyn. Der Mensch ist ja der Herr der Natur, das hat der liebe Gott gesagt, und da darf wahrhaftig der Blütenwickler (so heißt die Raupe, die die Obstblüten verheeret) ihn nicht in den Weg treten.

W. Das läßt sich freylich nun alles gut sagen — aber nur weiter im Texte.

B. Weiß er denn, daß alle Nachbarn neben mir in

*) Oebstchen.

in ihren Gärten eben so wenig Obst bekommen haben als er in dem seinigen.

W. Das wäre doch sonderbar. Und wie ist denn das zugegangen?

B. Ganz natürlich! Ich habe alle Blütenwickler vertilgt!

W. Hahaha! Da hätte er ja auch die Blüten mit vertilgen müssen. Denn ich habe doch alle mein Lebtage gehört, daß ein gewisser Schmetterling seine Eyer in die Knospen lege, woraus alsdenn das schädliche Räupchen entstünde. Und da denk ich denn so meiner einfältigen Meynung nach, wenn man das Räupchen vertilgen wollte, so müßte man natürlich das Knöspchen auch mit vertilgen; und wenns Knöspchen vertilgt ist, so giebts denn auch kein Blütchen, und wenns kein Blütchen giebt, so giebts denn, wie es schon zu Adamszeiten soll gewesen seyn, auch kein Oebstchen.

B. Wenn sich freilich die Sache so verhielt, wie er da erzählt, so hätte ich auch, wie unsere Nachbarn, kein Oebstchen bekommen. Allein so ist es nicht. Man hat zeither ganz unrecht geglaubt, daß das Ey des Blütenwicklers sich schon in der Blütenknospe befinde. Kennt er denn das Blütenwicklerräupchen?

W. Allerdings. Es ist ein kleines, dickes, rundes, glattes, grünliches, mit einigen weißen Strichen bezeichnetes, Räupchen.

B. Recht! das 10 Füße hat, wovon 6 am Vordertheil und 4 am Hintertheil des Körpers stehen. Es gehört also unter die Raupen, die man Spannenraupen

nennt,

nennt, welche nämlich in der Mitte des Bauchs keine Füße haben, und daher, wenn sie fortschreiten wollen, genöthiget sind, die hintere Füße dicht an die vordern oder Brustfüße heranzusetzen, wodurch denn der Rücken in die Höhe gekrümmt, und so eine besondere Art zu schreiten oder sie auszuspannen hervorgebracht wird.

W. Und nun, wie vertilgt man sie?

B. Nur Geduld, Herr Gevatter! Wir sind noch lange nicht so weit. Erstlich müssen wir die Natur und Eigenschaften, den Aufenthalt u. d. g. von den Insekten wissen, die wir vertilgen wollen, ehe es ans Vertilgen selbst kömmt. Wie kann ich denn vertilgen, wenn ich noch nicht weiß, was und wo ich vertilgen soll?

W. Da hat er wohl Recht.

B. Hier liegt eben der Knoten, daß manche Leute vertilgen wollen, und wissen nicht, was und wo sie vertilgen wollen; so wie es noch Hirten genug giebt, die das kalte und warme Feuer an Kühen curiren wollen, und wissen weder, was dieß für Krankheiten sind, noch wo sie ihren Sitz haben.

Jede Raupe ist, wie ich ihn schon einmal gesagt habe, ein unvollkommenes Geschöpf, welches etliche Verwandlungen aushalten und eine ganz andere Gestalt annehmen muß, ehe es fähig wird, sich zu paaren und seines Gleichen zu erzeugen.

W. Die Raupen pflanzten sich also gar nicht fort?

B. Bey Leib und Leben nicht. Unter denen giebts weder Männchen noch Weibchen. Diese thun weiter nichts, als daß sie fressen.

Als

Als Schmetterling müssen wir nun vorzüglich die Blütenwicklerraupen kennen lernen, wenn wir anders im Stande seyn wollen, ein Mittel auszufinden, wodurch ihrer zu starken Vermehrung Einhalt gethan wird. Nun giebt es aber Schmetterlinge, die bey Tage herumfliegen, andere in der Abend- und Morgendämmerung, und wieder andere nur bey der Nacht. Unser ist ein Nachtschmetterling oder Nachtfalter *) der also nur des Nachts herumfliegt.

W. So?

V. So allgemein bekannt also das Räupchen ist, woraus er entsteht, so unbekannt hingegen ist der Schmetterling, woraus jenes entsteht.

W. Das glaub' ich auch.

V. Denn erstlich ist es, wie schon gesagt, ein Nachtschmetterling, der nur nach Untergang der Sonne und zweytens zu einer Zeit hervorkömmt, wo man gewöhnlich des Abends nicht mehr in Gärten ist; denn man sieht ihn erst in der Mitte des Oktobers, im November und auch noch jetzt im December. Drittens hat das Weibchen eine ganz ungewöhnliche und fremde Gestalt.

W. Ich bin doch sehr neugierig, diesen Schmetterling kennen zu lernen.

V. Das Männchen dieses Nachtschmetterlings sieht fast wie eine Motte aus. Der Kopf ist klein, mit zwey

*) In den naturhistorischen Büchern heißt er, der Fruchteinspinner (Phalaena Geometra brumata Lin.).

zwey schwarzen Augen und zwey beweglichen feinen Hörnern versehen, welche kaum etwas stärker als ein Haar, aber meist von der Länge des ganzen Körpers sind. Der Rücken ist mit einer ziemlich dicken braungrauen Wolle bedeckt, welche sich leicht abreiben läßt, da denn eine braun glänzende Schaale zum Vorschein kömmt. Der Unterleib (Bauch) ist ebenfalls behaart, hat eine glänzend graue Farbe, sechs Einschnitte oder Gelenke, und ohngefähr die Länge eines halben Zolls. Die vier Flügel sind abgerundet, doch sind die obern etwas mehr in die Länge gestreckt, als die untern, und wenn sie ausgespannt sind, so nehmen sie 1 1/4 Zoll ein. Die obern sind durchgehends grau und schwarz gezeichnet, wie gewässert, und glänzen, wenn die Sonne drauf scheint. Die Unterflügel sind heller, als die obern, und glänzend weißgrau. Alle vier Flügel sind mit einem Saume von feinen Häärchen eingefaßt, die untere Seite derselben ist gleichfalls weißgrau, nur an den obern Flügeln ist die Hälfte etwas dunkler gefärbt. Die sechs Füße sind grau.

W. Das ist sicher die Motte, die einen immer auf den Wegen so um die Laterne herumschwärmt, und die auch nach dem Lichte in die Stube fliegt?

V. Ganz Recht, das ist sie. Wenn ich wieder komme, so will ich ihm Männchen und Weibchen zeigen, ich habe sie zu Hause mit Stecknadeln in ein Schächtelchen angesteckt. Ich habe sie vor etlichen Wochen auch unsern Schulmeister leihen müssen, der hat sie in der Schule vorgezeigt, und den Kindern sogleich gesagt, daß wenn sie dergleichen Schmetterlinge anträfen, so sollten

sie sie tod machen, weil ihre Räupchen die Blüten zerfräßen.

W. Dieß sollte man in allen Schulen so machen, so lernten die Kinder doch die schädlichen Thiere kennen, und könnten in Zukunft auf ihre Vertilgung bedacht seyn.

V. Das Weibchen dieses Nachtschmetterlings ist nun ein gar sonderbares Geschöpf. Es sieht weder dem Männchen, noch überhaupt einem Schmetterlinge ähnlich.

Beym ersten Anblick scheint es ganz ohne alle Flügel zu seyn, bey genauerer Untersuchung aber findet man an jeder Seite des Rückens, zwey ganz kleine, mit einem grauen Staube bedeckte, Häutchen, welche zwey Flügel vorstellen sollen. Der Leib ist sehr dick, aber nur kurz und überall ziemlich rauh.

Die Oberseite des Körpers ist grau, mit untermischten grauschwarzen Flecken; die Unterseite dagegen mit einer hellgrauen Farbe, welche sich, wenn das Weibchen ihre Eyer abgesetzt hat, in dunkelgrau verändert. Ueberhaupt wird es alsdann, wenn dieß Geschäfft vollbracht ist, ganz unkenntlich und schrumpft gar sehr zusammen. Es hat, wie das Männchen, zwey Fühlhörner am Kopfe, und sechs ziemlich lange Füße.

W. Da hat er Recht, das ist auch wirklich ein gar sonderbares Geschöpf. Das Männchen hat Flügel und das Weibchen keine! hum, hum!

V. Eben so ists ja bey den Johanneswürmchen, die im Sommer des Nachts so schön leuchten. Bey denselben hat das Männchen Flügel, und fliegt herum, das

Weibchen aber hat keine, und liegt daher immer im Graß und in den Hecken und leuchtet.

W. Darauf hat mich mein Sohn schon einmal aufmerksam gemacht. Ich besinne mich.

V. Wegen Mangel ordentlicher Flügel muß also das Weibchen von unsern Nachtschmetterling sich bloß mit Kriechen forthelfen; und dann geht es ziemlich langsam von statten, wenn es auf einen Baum herauf klettert.

Die Eyer setzt das Weibchen aus einer Oeffnung ab, die sich an der äußerst stumpfen Spitze des Hinterleibes befindet.

W. Wenn es so ist, so ist es ja auch unmöglich, daß die Eyer in die Blütenknospen gebracht werden können. Darzu müßte ja ein spitziger Hinterleib mit einem Legestachel da seyn, womit das Insekt eine Oeffnung in die Knospe machte, und so das Ey hinein brächte.

V. Das dächte ich auch. Aber an diesem Weibchen ist, wie bey allen Schmetterlingen, an gar keinen Legestachel zu denken.

Die Monate Oktober und November, auch wohl noch den December, wenn der Herbst gelinde, und noch kein starker Frost eingefallen ist, hat die Natur diesem Insekt bestimmt, sich zu paaren, Eyer zu legen, und sich fortzupflanzen.

Sieben und zwanzigstes Gespräch.

Fortsetzung von den schädlichen Obstraupen und ihrer Vertilgung.

Wirth. Bote.

W. Nun, wie pflanzt sich denn eigentlich der Blütenwickler fort?

B. Sobald die Abenddämmerung in den Monaten Oktober, November und December einbricht, so kann man diesen Schmetterling bey dem Scheine einer Laterne sich begatten sehen. Das Weibchen, welches so, wie das Männchen, den Sommer über als eine kleine braune Puppe in der Erde lag, kömmt nunmehr aus derselben hervor, und kriecht langsam und unbehülflich an dem Stamm hinauf.

W. Also bleiben diese Schmetterlinge so lange in der Erde liegen?

B. Wie er hört.

W. Es ist doch zu bewundern! Ich habe immer geglaubt, die Sonne wäre es, die die Puppen ausbrütete, daß die Schmetterlinge herauskriechen könnten. Hier geschieht ja aber das grade Gegentheil.

B. Warum denn das Gegentheil? Kann es denn die Sonne nicht auch bewirken, aber freilich nur die Sonne, die in den Herbstmonaten scheint. Die Puppen der

Maykäfer werden im May und Junius ausgebrütet, und die Puppen des Blütenwicklers im Oktober, November und December. Alles hat seine Zeit.

W. So läßt sichs denken. Nun erzähl er nur weiter, ich bin so neugierig nach den Vertilgungsmitteln.

B. Ein sehr feiner, uns aber gänzlich unbekannter Sinn giebt dem Männchen Nachricht von der Ankunft des Weibchens.

W. Ich glaube sie riechen es, sehen können sie es wahrscheinlich nicht, wenn es dunkel ist.

B. Immer giebt es aber eine größere Menge Männchen, als Weibchen, und so kommen auch viele herbeygeflogen und besuchen es. Diese nächtlichen Zusammenkünfte dauern so lange fort, bis ein so starker Frost einfällt, daß die Oberfläche der Erde ganz geschlossen wird. Sonst lassen sie sich durch keine üble Witterung, weder durch Kälte, Wind und Regen hindern, ihre Zusammenkünfte fortzusetzen.

W. Ich glaubte der Frost würde ein Mittel zur Vertilgung dieses Insekts seyn?

B. Bey Leib und Leben nicht. Ich habe sie bey fingerhohem Schnee und sehr rauher Luft eben so munter, als bey gelinder, schöner Witterung herumflattern sehen. Ein Weibchen legt fast eine unglaubliche Menge Eyer. Ich habe etlichemal welche in eine Schachtel eingesperrt, und immer von einem 3 bis 400 Eyer gezählt.

W. Behüte der Himmel! 400 Eyer von einem Weibchen, und also auch 400 Raupen!

B. Natürlich. Braucht man sich daher wohl noch

zu verwundern, wenn man die Obstbäume, die dicht voll Blüten stehen oft in zwey Tagen ganz kahl abgefressen sieht?

W. Wenn es so ist, nicht.

B. Zu der großen Fruchtbarkeit dieses Insekts kömmt noch, daß es derselben eine beträchtliche Menge giebt; denn man kann auf einem einzigen Baume oft gegen 20 Weibchen finden, die alle ihre 3 bis 400 Eyer richtig legen.

W. Was er nicht sagt!

B. Daraus läßt sich also abnehmen, daß es eine vergebliche Mühe seyn würde, die schon ausgekommene junge Brut, oder die Räupchen durch Aufsuchen oder Ablesen vertilgen zu wollen.

W. Das glaub ich wohl. Wer in aller Welt wollte denn von einem Baume 8000 Räupchen ablesen.

B. Man müßte entweder die Schmetterlinge oder die Eyer auszurotten suchen.

W. Dieß letzte wird, deucht mir, das beste seyn.

B. Die Eyer sind aber sehr klein, kaum halb so groß, als ein Mohnsaamenkorn.

W. Da müßte man eine gute Brülle haben, wenn man sie ablesen wollte.

B. Ja wohl! Den ganzen Winter über bleiben sie hellgrün, im Frühjahr, wenn die Sonne auf sie scheint, werden sie ziegelroth, und alsdann, wenn das Räupchen darin schon seine Vollkommenheit hat, und auskriechen will, werden sie dunkelblau.

W. Allein wo setzt denn der Schmetterling seine Eyer ab?

B. Er setzt sie nach Verschiedenheit der Bäume, entweder an eine oder mehrere Stellen, ab, und vorzüglich an solche, die mit Moos bewachsen sind.

W. Ins Moos legt also das Insekt seine Eyer?

B. Wie gesagt ins Moos; daher kömmt es denn auch, daß die Blüten an alten Bäumen, die mit vielem Moos besetzt sind, immer eher abgefressen werden, als die an jungen, die wenig Moos oder keines haben. Ja man wird finden, daß die jungen Bäume, die kein Moos haben, gar keinen Schaden vom Blütenwickler auszustehen haben, und fast immer Obst tragen.

W. Wenn nämlich nicht üble Witterung oder andere Zufälle die Blüten zerstöhren.

B. Das versteht sich von selbst.

Unter dem Mooße liegen die Eyer in einer sichern Verwahrung gegen Wind und Wetter und gegen andern Nachstellungen. Da die Eyer, so wie das Moos, grün sind, so klettert mancher Baumläufer und Specht vorbey, und sieht sie nicht. Man kann sie auch nicht mit bloßen Augen ohne Vergrößerungsglas unter dem Moos herausfinden; kann sich aber von ihrem Daseyn überzeugen, wenn man im Frühjahr das Moos sanft abreibt, und es einige Tage in der Wärme liegen läßt, da denn die Eyer ziegelroth werden, und sich von selbst zeigen.

Eine zweyte Stelle sind gewisse Büschel abgetrockneter Blätter und Blüten, die man in einigen

nigen Gegenden Klatten nennt, welche sich um die Trag-knospen gelegt und zusammengewickelt haben.

W. Die kann man jetzt sehr leicht entdecken, da die Bäume keine Blätter haben.

V. Man kann sie auch sehr leicht erreichen, weil sie nicht an den äußersten Zweigen der Bäume sitzen. In diesen Büscheln setzt der Schmetterling gleichfalls seine Eyer ab, aber nicht in Häufchen zusammen, sondern zerstreut.

W. Da könnte man sie leicht vertilgen.

V. Das dächte ich auch.

Drittens findet man sie bey den Herzkirschbäumen an den abgestorbenen kleinen Aestchen unten am dicken Ende.

W. Was sind denn das für Aestchen?

V. Es sind die ein- oder zweyjährigen Triebe, die aus starken und dicken Aesten ausgebrochen, oder von der Blütenwicklerraupen und andern Raupen abgefressen, besponnen also im Wachsthum gehindert, und endlich dadurch abgestorben sind. Sie fallen leicht in die Augen, weil sie keine Tragknospen haben. Viele derselben sind schon abgewittert, daß sie auf einen geringen Stoß herunterfallen, andere sitzen aber dagegen fest.

W. Ich kenne sie nun schon.

V. Unten an den abgewitterten Enden dieser Aestchen hat ein jedes derselben einen kleinen Zapfen, welcher in die zurückgebliebene Oeffnung des großen Astes einpaßt. An diesem eingefügten Zapfen, nämlich zwi-

schen diesem und der Oeffnung im starken Ast, setzt der Schmetterling seine Eyer hin.

W. Wie vorsichtig und besorgt doch diese Thiere sind!

B. Nimmt man ein solches abgewittertes Aestchen im Frühjahr ab, nachdem einige Tage hindurch warmer Sonnenschein gewesen ist, welches oft schon im April, gewöhnlich aber erst im May geschieht, so ist die junge Raupe unter einem kleinen Gespinste schon da, entweder dicht an dem kleinen Zapfen, oder in der Oeffnung, die im Baum entsteht, wenn man das Zäpfchen herausbricht.

Dieß sind nun die Stellen, wo der Blütenwickler seine Eyer hinlegt.

W. Und wie vertilgt man sie?

B. Das läßt sich jetzt wohl leicht errathen, wenn man nur erst weiß, auf welche Bäume er sie legt; und das sind vorzüglich die Herzkirschbäume, Aepfel- und Birnbäume. Seltner geht er auf Pflaumen- Zwetschchen- und andere Bäume.

W. Jene Bäume reiniget man also vom Mooße?

B. Gar recht. Dieß thut man besonders im Februar, am spätesten aber zu Anfang des Märzes.

W. Das ist ja grade eine Zeit, wo der Landmann am wenigsten zu thun hat, und also seine Gärten am bequemsten reinigen kann.

B. Ich nehme dazu eine etwas ausgehöhlte Baumkratze, besteige jeden Baum, und kratze das Moos, das am

am Stamm und an den Aesten sitzt, von oben herunter reinlich ab. Die jungen Zweige fege ich mit einer harten Bürste ab.

W. Das soll gleich diesen Winter nachgemacht werden, und ich denke, ich will auch manchen Nachfolger in unserm Dorfe finden.

B. Das Moos lasse ich aber nie unter den Bäumen liegen, sondern grabe es ein, oder werfe es in die Mistjauche.

W. Diese Vorsicht ist, deucht mir, nothwendig; denn sonst könnten ja die Räupchen doch unter den Bäumen auskriechen, an den Stamm hinauf laufen, und Verwüstungen anrichten.

B. Das Abmooßen der Bäume gewährt auch noch diesen Vortheil, daß es den Thau, Regen, die Luft und den Sonnenschein freyer in den Baum wirken läßt, und dadurch den Lauf der Säfte und die Ausdünstung des Baums befördert. Denn in den Bäumen laufen die Säfte eben so herum, wie das Blut in unserm Körper, und sie dünsten auch eben so aus.

W. Das erste sieht man ja augenscheinlich, wenn im Frühjahr der Saft geht.

B. Man braucht auch dieß Mittel nicht alle Jahr zu wiederholen, sondern der Fleiß, den man in einem Winter drauf verwendet hat, nutzt mehrere folgende. Zur Vorsorge kratze ich die kleinen Spuren von Moos, die sich wieder zeigen, mit der Bürste in jedem Winter ab. — Nun ists aber nicht genug, Herr Gevatter, daß er seine Obstbäume bloß vom Mooße reinigt, und den

Blü-

Blütenwickler loszuwerden, es muß auch noch mehr geschehen.

W. Von den Kirschbäumen, besonders den Herzkirschbäumen, müssen die kleinen abgestorbenen Aestchen abgelesen werden.

B. Dieß kann zur Ersparnng der Zeit schon beym Abmooßen geschehen. Viele derselben sind schon abgewittert, und fallen nach einer kleinen Erschütterung des Astes von selbst ab. Diejenigen aber, welche fest sitzen, schneidet man ab, oder kehrt sie auf beyden Seiten mit der Bürste ab, damit die etwa daran gesetzten Eyer auf die Erde fallen. Hier zerstört sie entweder die Nässe, oder die ausgekrochenen Raupen erreichen selten die Höhe des Baums wieder, um zur Blüte zu kommen.

W. Und die oben beschriebenen Büschel oder Klatten sind ja auch leicht abzulesen.

B. O ja. Sie sitzen ebenfalls nicht feste, und fallen sogleich herunter, wenn man mit einem Stocke auf denjenigen Ast schlägt, auf welchem sie hängen. Es giebt ihrer überhaupt auch nur wenig, und sie fallen gleich in die Augen. Sie können auch leicht erreicht werden, da sie fast immer nur am untern Theile der Zweige sitzen.

Wenn nun dieß alles geschehen ist, so reiniget man die Bäume noch so weit mit einer Bürste, so weit man seine Zweige und Aeste erreichen kann. Ich verstehe darunter nicht die ganz obersten oder äußersten Zweige; denn so hoch steigt selten der Schmetterling, um seine Eyer anzulegen. Ueberdem sind ja die äußersten Zweige, besonders an den Kirschbäumen, immer

glatt,

glatt, das Insekt kann sich daran nicht fest halten, und findet auch kein Moos, in welches es seine Eyer legen kann. Eben deßwegen tragen auch die jungen Kirschbäume fast alle Jahre, und man findet nie einen Blütenwickler auf denselben, noch eine Raupe von ihm.

W. Da geht es also ganz natürlich zu, wenn die jungen Bäume immer Früchte tragen.

V. Wie er hört. Allein hiermit ist noch nicht alles im Obstgarten geschehen. Ein emsiger Gärtner thut noch mehr. Er schafft aus Vorsorge auch die kleinen Büschelchen Moos weg, welche er an Bäumen findet, die eben nicht viel bemooßet sind, und welche gewöhnlich unten an den jungen Trieben sitzen, wo sie aus den stärkern Aesten ausgeschossen sind, und fegt auch die Löcher, wo jene abgestorbenen junge Triebe fest gesessen haben, so wie den ganzen Baum, ab.

W. Das kostet freilich ein Bischen viel Mühe.

V. Das wohl, aber sie wird auch gewiß belohnt.

Ferner müssen alle widernatürlichen Erhöhungen, die man an einem Baume bemerkt, mit der Baumkratze weggekratzt werden. Dieses sind oft nichts anders, als eine ungeheure Menge mit einem dicken Filz bedeckte Raupeneyer. Andere schädliche Raupen bringen den Winter in den Klüften und Ritzen der Rinde zu, und haben sich mit einem weißen oder gelben Gespinst bedeckt; von andern sind wieder die Puppen daselbst anzutreffen. Jene Oerter müssen also auch genau durchsucht werden, und man muß die Gespinste alle zerstöhren. Dadurch wird der Gärtner eine Menge Feinde

los,

los, die, wenn sie im künftigen Sommer zur Vollkommenheit gelangen, ihm den empfindlichsten Schaden thun können.

W. Da hat er Recht.

V. Es ist auch sehr rathsam, das abgefallene Laub im Herbst auf einen Haufen zu bringen, es zu verbrennen, oder besser, in eine Mistpfütze zu werfen, und Dünger daraus zu machen. Dadurch werden nicht so wohl die schädlichen Blütenwicklereyer, als vielmehr eine große Menge anderer schädlichen Insekten, vertilgt. Es halten sich nicht allein im abgefallenen Laube mehrere Arten von Spinnen (Kanker) und die dem Obst so schädlichen Ohrwürmer auf, sondern auch viele Tag- und Nachtschmetterlinge legen ihre Eyer dahin. Sieht er, Herr Gevatter, hier liegt das ganze Geheimniß, warum ich dieß Jahr meinen Kindern, und meiner Freunde Kinder Aepfel und Birnen geben kann, und er nichts zu geben hat, wenn er es nicht kauft. Wird er es mit der Reinigung der Bäume eben so halten, wie ich, so wird er hoffentlich im künftigen Jahre, auch Obst haben.

W. Wir wollens hoffen. Ich will wenigstens mein möglichstes darzu beytragen.

Ende des zweyten Bändchens.

BIBLIOTHECA TILIANA
Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Johann Matthäus, 1757-1822

Auserlesene Gespräche des Botens aus Thüringen über Gegenstände aus der Natur und Oekonomie zur Vertilgung des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge Ein Unterhaltungsbüchelchen für den Bürger und Landmann auch für Bürger- und
Bd.: 2

Nürnberg 1796

Res/Oecon. 2176 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10923107-9
VD18 8030589X-001